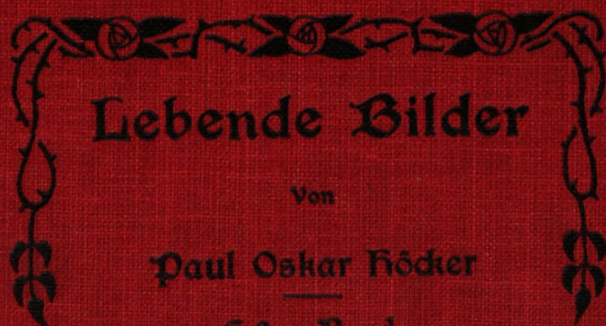


Engelhorns allgemeine Roman-Bibliothek



Lebende Bilder

Von

Paul Oskar Höcker

Erster Band



Dritter Jahrgang.

Band 1. 2. **Remin**, Die Versaillerin. — 3. **Braddon**, In Acht und Bann. — 4. **Schjörring**, Die Tochter des Meeres. — 5. 6. **Malot**, Lieutenant Bonnet. — 7. **About**, Pariser Ehen. — 8. **Marryat**, Hanna Warners Herz. — 9. 10. **Boyesen**, Eine Tochter der Philister. — 11. **Gréville**, Savelis Büßung. — 12. 13. **Ohnet**, Die Damen von Croix-Mort. — 14. **Pasqué**, Die Glocken von Plurs. — 15. 16. **Daudet**, Fromont jun. und Risler sen. — 17. **Hopfen**, Der Genius und sein Erbe. — 18. **Reade**, Ein einfach Herz. — 19. 20. **Malot**, Baccart. — 21. **Norris**, Mein Freund Jim. — 22. **Sienkiewicz**, Hanna. — 23. **de Tinseau**, Das beste Teil. — 24. 25. **Conway**, Lebend oder tot. — 26. **de Bonnières**, Die Familie Monach.

Vierter Jahrgang.

Band 1. 2. **Haggard**, Eine neue Judith. — 3. **Ohnet**, Schwarz und Rosig. — 4. **Feuillet**, Das Tagebuch einer Frau. — 5. 6. **Remin**, Jahre des Gärens. — 7. **Lafontaine**, Gute Kameraden. — 8. **Lie**, Die Töchter des Commandeurs. — 9. 10. **Malot**, Zita. — 11. **Gréville**, Die Erbschaft Xenias. — 12. **Voß**, Kinder des Südens. — 13. 14. **Fogazzaro**, Daniele Cortis. — 15. **Farjeon**, Die Herz-Neune. — 16. 17. **Ohnet**, Sie will. — 18. **v. Wolzogen**, Die Kinder der Excellenz. — 19. **Farina**, Um den Glanz des Ruhmes. — 20—22. **Daudet**, Der Nabob. — 23. **Burnett**, Der kleine Lord. — 24. **Theuriet**, Der Prozeß Froideville. — 25. 26. **Braddon**, Stella.

Fünfter Jahrgang.

Band 1. 2. **Hopfen**, Robert Leichtfuß. — 3. **Daudet**, Der Unsterbliche. — 4. **Ouida**, Lady Dorotheas Gäste. — 5. 6. **Memini**, Marchesa d'Arcello. — 7. Was der heilige Joseph vermag. — 8. **v. Glümer**, Alessa. Keine Illusionen. — 9. 10. **Philips**, Wie in einem Spiegel. — 11. **Kielland**, Schnee. — 12. **Claretie**, Jean Mornas. — 13. 14. **Wood**, Auf der Fährte. — 15. **v. Roberts**, Satisfaktion. — 16. **Gravière**, Die Scheinheilige. — 17. 18. **Ohnet**, Doktor Rameau. — 19. **Peschkau**, Frau Regine. — 20. **de Maupassant**, Zwei Brüder. — 21. 22. **Farina**, Mein Sohn. — 23. **Gréville**, Dosias Tochter. — 24. **Lie**, Der Lotse und sein Weib. — 25. 26. **Daudet**, Numa Roumestan.

Sechster Jahrgang.

Band 1. 2. **v. Wolzogen**, Die tolle Komteß. — 3. **de Tinseau**, Eine Sirene. — 4. **Philips**, Jack und seine drei Flammen. — 5. 6. **Gunter**, Mr. Barnes von New York. — 7. **Theuriet**, Gertruds Geheimnis. — 8. **Conway**, Wunderbare Gaben. — 9. 10. **Ohnet**, Letzte Liebe. — 11. **Voß**, Die Sabinerin. — 12. **Memini**, Mia. — 13. 14. **Croker**, Diana Barrington. — 15. **v. Heigel**, Der reine Thor. — 16. **Pontoppidan**, Ein Kirchenraub. Junge Liebe. — 17. 18. **Daudet**, Die Könige im Exil. — 19. **Philips**, Die verhängnisvolle Phryne. — 20. 21. **Ohnet**, Sergius Panin. — 22. **Serao**, Achtung Schildwache. — 23. **Rabusson**, Salonidylle. — 24. 25. **Gunter**, Mr. Potter aus Texas. — 26. **Murray**, Ein gefährliches Werkzeug.

Siebenter Jahrgang.

Band 1. 2. **v. Roberts**, Preisgekrönt. — 3. **Ohnet**, Die Seele Pierres. — 4. **Theuriet**, Zum Kinderparadies. — 5. 6. **Aïdé**, Imogen. — 7. **Daudet**, Port Tarascon. — 8. **Hope**, Ein Mann von Bedeutung. — 9. 10. **Galitzin**, Ohne Liebe. — 11. **Norris**, Die Erbin. — 12. 13. **v. Wolzogen**, Die kühle Blonde. — 14. **de la Brète**, Mein Pfarrer und mein Onkel. — 15. **Voß**, Der Mönch von Berchtesgaden. — 16. 17. **Haggard**, Oberst Quaritch. — 18. **Peschkau**, Noras Roman. — 19. **de Renzis**, Auf Vorposten u. a. Gesch. — 20. 21. **de Tinseau**, Versiegelte Lippen. — 22. **Jeffery**, Aus den Papieren eines Wanderers. — 23. **Theuriet**, Mein Onkel Scipio. — 24. 25. **Delpit**, Wie's im Leben geht. — 26. **de Renzis**, Verhängnis.

Achter Jahrgang.

Band 1. 2. **Croker**, Irgend ein Anderer. — 3. **Gordon**, Fräulein Reseda. Ein Mann der Erfolge. — 4. **Feuillet**, Künstlerehre. — 5. 6. **Böhlau**, In frischem Wasser. — 7. **Norris**, Die geprellten Verschwörer. — 8. **Gordon**, Daphne. — 9. 10. **Remin**, Ein Genie der That. — 11. **Poradowska**, Mischa. — 12. 13. **v. Wolzogen**, Der Thronfolger. — 14. **Colombi**, Im Reisfeld. Ohne Liebe. — 15. **Mairet**, Eine Künstlerin. — 16. 17. **Gunter**, Miß Niemand. — 18. **Heyse**, Marienkind. — 19. **Villinger**, Schwarzwaldgeschichten. — 20—22. **Daudet**, Jack. — 23. Der schwarze Koffer. — 24. **Mairet**, Der Affenmaler. — 25. 26. **Masterman**, Schwer geprüft.

Neunter Jahrgang.

Band 1. 2. **Ohnet**, Im Schuldbuch des Hasses. — 3. **Savage**, Meine offizielle Frau. — 4. **Behren**, Sein Genius. — 5. 6. **Croker**, Ein Zugvogel. — 7. **Filon**, Violette Merian. — 8. **Lay**, Fräulein Kapitän. — 9. 10. **Gordon**, Ein puritanischer Heide. — 11. **Coppée**, Das Stück Brot u. a. Gesch. — 12. **Bret Harte**, In der Prairie verlassen. — 13. 14. **de Berkeley**, Zwischen Lipp' und Kelchesrand. — 15. **Conway**, Mein erster Klient u. a. Gesch. — 16. **de Tinseau**, Auf steinigen Pfaden. — 17—19. **Malot**, Heimatlos. — 20. **v. Heigel**, Baronin Müller. — 21. **Mairet**, In guter Hut. — 22. **Eckstein**, Das Kind. — 23. 24. **Warden**, Das Haus am Moor. — 25. **Serao**, Giovannino oder den Tod! Dreißig Prozent. — 26. **Toudouze**, Des Seemanns Tagebuch.

Zehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **Cherbuliez**, Das Geheimnis des Hauslehrers. — 3. **v. Wildenbruch**, Das wandernde Licht. — 4. **St. Aubyn**, Einer alten Jungfer Liebestraum. — 5. **Schubin**, Schatten. — 6. 7. **Croker**, Unerwartet. — 8. **Franzos**, Ein Opfer. — 9. 10. **Nielsen**, Die Möwe. — 11. **Simmy**, Geopfert. — 12. **Dick-May**, Unheimliche Geschichten. — 13. 14. **v. Bülow**, Margarete und Ludwig. — 15. **Mrs. Oliphant**, Die Herzogstochter. — 16. **Daudet**, Briefe aus meiner Mühle. — 17. 18. **Sims**, Erinnerungen einer Schwiegermutter. — 19. **v. Roberts**, Lou. — 20. **Lie**, Hof Gilje. — 21. 22. **de Marchi**, Don Cirillos Hut. — 23. **Schultz**, Jean von Kerdren. — 24. **Villinger**, Unter Bauern. — 25. 26. **Savage**, Prinz Schamyls Brautwerbung.

Elfter Jahrgang.

Band 1. 2. **Ohnet**, Das Recht des Kindes. — 3. **v. Gersdorff**, Ein schlechter Mensch. — 4. **Peard**, Mademoiselle. — 5. 6. **Bourget**, Kosmopolis. — 7. **Stockton**, Eine schnurrige Geschichte. — 8. **Coppée**, Die wahren Reichen. — 9. 10. **Bock**, Simson und Delila. — 11. **Jókai**, Die gelbe Rose. — 12. **Gréville**, Verloren. — 13. 14. **Croker**, Zwei Herren. — 15. **de Amicis**, Eine Schultragödie. — 16. **Harraden**, Schiffe, die nachts sich begegnen. — 17. 18. **Spielhagen**, Susi. — 19. Tim. — 20. **Munch**, Frauen. — 21. 22. **de Berkeley**, Die alte Geschichte. — 23. **v. Heigel**, Der Sänger. — 24. **Sims**, Möblierte Wohnungen. — 25. 26. **Clifford**, Tante Anna.

Zwölfter Jahrgang.

Band 1. 2. **v. Wolzogen**, Die Erbschleicherinnen. — 3. **Ottolengui**, Der Kameenknopf. — 4. **Claretie**, Die Cigarette und andere Geschichten. — 5. 6. **Benson**, Dodo. — 7. **Behren**, Die Brüder. — 8. **Howells**, Pflichtgefühl. — 9. 10. **v. Roberts**, Revanche! — 11. **Serrao**, Pinsel und Meißel. — 12. **v. Gersdorff**, Schwere Frage. — 13. 14. **Rameau**, Das Magdalenenhaar. — 15. **Moore**, Der Verkauf einer Seele. — 16. **Savage**, Wandelbilder. — 17. 18. **Spielhagen**, Selbstgerecht. — 19. **Jerome**, Roman-Studien. — 20. **Busse**, Jugendstürme. — 21. 22. **Croker**, Eine Familienähnlichkeit. — 23. **van Horst**, Verbotene Frucht. — 24. **Moeller**, Gold und Ehre. — 25. 26. **Jota**, Eine gelbe Aster.

Dreizehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **Voß**, Villa Falconieri. — 3. **Ohnet**, Die Tochter des Abgeordneten. — 4. **Hopfen**, Die Siegerin. — 5. 6. **Croker**, Eine dritte Person. — 7. **Gyp**, Flederwischs Heirat. — 8. **Bigot**, Eine internationale Ehe. — 9. 10. **Gerbrandt**, Sich selber treu. — 11. **Loti**, Islandfischer. — 12. **Böhlau**, Ratsmädel- und Altweimarische Geschichten. — 13. 14. **Rod**, Die weißen Felsen. — 15. **v. Heigel**, Der Herr Stationschef. — 16. **de Berkeley**, Ein Reiseabenteuer. — 17. 18. **Savage**, Die Hexe von Harlem. — 19. **Verga**, Königstigerin. — 20. **Boyesen**, Selbstbestimmung. — 21. 22. **Mengs**, Frost im Frühling. — 23. **Niemann**, Smaragda. — 24. **Croker**, Lady Hildegard. — 25. 26. **Luska**, Zu jung gefreit.

Vierzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **v. Wolzogen**, Der Kraft-Mayr. — 3. **Böhlau**, Altweimarische Liebes- und Ehegeschichten. — 4. **Mathers**, Das Bäschen vom Lande. — 5. 6. **Ohnet**, Der Pfarrer von Favières. — 7. 8. **Schubin**, Die Heimkehr. — 9. **de Tinseau**, Vergessene Pflicht. — 10. **Hyne**, Gauner-Ehre. — 11. **de Amicis**, Liebe und Gymnastik. — 12. 13. **Croker**, Ein Millionär. — 14. **Brada**, Im Joche der Liebe. — 15. **Böhlau**, Verspielte Leute. — 16. **Robinson**, Die goldene Hand. — 17. 18. **v. Roberts**, Die schöne Helena. — 19. **Murray**, Der Bischof in Not. — 20. **Gréville**, Das Geständnis. — 21. 22. **White**, Korruption. — 23. **Vincent**, Künstlerblut. — 24. **Merrick**, Eine persönliche Ansicht. — 25. 26. **Orloffsky-Golowin**, Die Nihilistin.

* Engelhorns *
Allgemeine Roman-Bibliothek
Eine Auswahl der besten modernen Romane
aller Völker
27. Jahrgang • Band 21

Lebende Bilder

Roman

von

Paul Oskar Höcker

Erster Band



Stuttgart 1911
Verlag von J. Engelhorns Nachf.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Die Wache am Brandenburger Tor trat ins Gewehr, das Spiel ward gerührt.

„Gilt es mir oder gilt es dir?" scherzte Marianne. Über Steffis leicht geöffnete Lippen huschte ein Lächeln. Sie wagte sich kaum zu rühren. Zum erstenmal steckte sie in einer Courrobe — es war ein Prunkstück aus Mariannes Besitz — und sie fuhr zur großen Defiliercour, um im Rittersaal des Kaiserschlosses den Majestäten vorgestellt zu werden.

Trotzdem Schneewirbel im Lichtkreis der Bogenlampen tanzten, erkannte Marianne in dem Wagen, der den ihrigen überholte, doch sofort das orangefarbene Ordensband über der Galauniform des jungen preußischen Prinzen. In siebenjähriger Ehe mit einem Kammerherrn hatte sich ihr Blick dafür geschärft. Dafür und noch für manches andre. Sie nannte der Schwester den Namen des Prinzen, respektlos wie immer den Spitznamen. Und Steffi tat einen tiefen Atemzug.

Unter den Linden und im Lustgarten wogte die schwarze Volksmenge. Berittene Schutzleute sprengten über das nasse Holzpflaster, auf dem der Schnee sofort schmolz, und schafften Bahn für die in endloser Zeile aus dem Berliner Westen heranrollenden Staatskutschen und Hofequipagen. Wenn es Stockungen gab, hielt Marianne durch die Kristallscheiben flüchtige Ausschau und meldete: es waren da Vertreter der fremden Diplomatie, hohe Staatsbeamte, Hofwürdenträger, fremde und einheimische Fürstlichkeiten. Immer dichter ward der Wagenpark, immer langsamer die Fahrt. Durch das Gewoge und Gerassel, das Kommandieren der Schutzleute und das Durcheinander-

schwatzen der Neugierigen, die hüben und drüben für die Anfahrt der Geladenen Spalier bildeten, klangen schwere Glockenschläge. Halb acht Uhr! Pünktlich in einer halben Stunde begann die Defiliercour.

„Also stehst du nun an der Schwelle deines Glücks," sagte Marianne mit ihrem besonderen Lächeln, als sie endlich vom inneren Schloßhof aus den Eingang zum Schweizersaal erreicht hatten.

Steffi nickte. Sie war selig, aber blaß. „Ich hab' eine Heidenangst," gestand sie. „Wie manchmal beim Zahnarzt. Oder vor einer Schiffsreise. Es ist mächtig aufregend. — Aber du machst dich wieder bloß lustig über mich."

„Ja, Liebchen, wenn ihr Novizen mit eurem himmlischen Lampenfieber nicht wärt — was für einen Spaß hätten dann wir Alten an der Geschichte!"

„Wir Alten!" wiederholte Steffi fast entrüstet. „Ach Mie —!"

Marianne hatte vor einem der hohen Wandspiegel den Hermelinkragen abgegeben und stand nun in der vollen Pracht ihrer fünfundzwanzig Jahre und ihrer wundervollen Courrobe mit dem von der Hofetikette vorgeschriebenen Ausschnitt da, dem tiefen Ausschnitt, der bis zum Herzen der Damen hinab — und bis zu den Augen der Herren hinaufreicht. Die nackten Schultern, Büsten und Arme all der juwelengeschmückten Frauen gaben dem sonst feierlichen Bild dieser höfischen Abendfeste die besondere warme Note.

Steffi von Tarrach hatte noch eine gewisse Scheu zu überwinden; aber am Anblick der herrlichen Gestalt ihrer Schwester, die in großer Toilette noch mehr als sonst zur Geltung kam, empfand sie eine wahre ästhetische Freude. Marianne war um einen halben Kopf größer als sie. Ihre stolze, sichere Haltung hob sie noch. Beiden gemeinsam war die keck vorspringende, nicht eben kleine, aber schmale, etwas hochmütige Nase mit den nervig beweglichen Nüstern. Die Gräfin Keltinghausen, die sie im Vorübergehen begrüßte, fand die

Ähnlichkeit der beiden Schwestern frappant. Marianne lächelte freundlich-überlegen; Steffi gab das Kompliment einen leichten Schwung, wie etwa ein Glas Sekt. Sie schwärmte für ihre große Schwester. Die war nach ihrem Urteil die Vollendung in Person: sie war schön, umschwärmt, ihr Mann, der Kammerherr Graf Fesca, war eine der beliebtesten und einflußreichsten Persönlichkeiten bei Hofe, sie selbst hatte hundert kleine Talente, sie besaß einen stark ausgeprägten Schönheitssinn, wußte das Geld ihres Mannes mit vollendeter Grazie auszugeben, und sie brauchte nur die Augen aufzuschlagen — so wie eben jetzt — um Männer und Frauen im Umkreis für ein paar Sekunden stocken zu machen. Seltsam hell waren ihre großen Augen, ganz hellgrau, was bei ihren dunklen Wimpern und dunklen Brauen, dem dunkelblonden Haar und dem matten, elfenbeinfarbenen Teint geradezu überraschte.

Ihren Gatten bekam Marianne zunächst nicht zu sehen. Graf Fesca befand sich im Dienst. Die Prunkkammern und Säle, in denen sich die verschiedenen Kategorieen versammelten, waren schon dicht gefüllt; der Verkehr war für die Späterkommenden sehr erschwert, zumal für die Damen in den lang nachschleppenden Courroben. Marianne führte ihre Schwester aber mit ruhiger Sicherheit durch die ganze weite Flucht von glänzend erleuchteten, menschenerfüllten Gemächern und lieferte die Novize bei der Oberhofmeisterin ab. Der lag die Vorstellung der neu einzuführenden unverheirateten Damen ob. Mit der Mehrzahl der dort Versammelten war Steffi schon beim offiziellen Empfang im Hause der Oberhofmeisterin bekannt geworden. Marianne konnte die Schwester also ihrem Schicksal überlassen. Die um die Oberhofmeisterin gescharten jungen Damen begrüßten die Freiin von Tarrach sogleich mit lebhaftem Händedruck, herzlich, doch mit der stummen Frage im unruhig flackernden Blick: ob ihr wohl ebenso bange wäre.

Die Oberhofmeisterin rangierte und instruierte, wobei ihr der Zeremonienmeister, der mit den Damen defilieren sollte, behilflich war. Steffi folgte unmittelbar der etwas rundlichen, kleinen Gräfin Lengern, die vor Aufregung rote Ohren bekommen hatte und sich in fortwährender Bewegung befand. Immer wieder drehte sie sich links und rechts, arrangierte den Fall ihrer Schleppe und tat eine Unmenge Fragen. „War das nicht eben die Gräfin Fesca?" wandte sie sich an Steffi. „Die Frau vom Kammerherrn Fesca?"

Steffi bejahte.

„Eine bildschöne Erscheinung. Finden Sie nicht auch? Schade, daß ich ihr nicht gleich vorgestellt worden bin. Exzellenz Hallstätten meinte: wenn man hier bei Hofe was erreichen will, muß man sich hinter Fescas stecken ... Himmel, Sie sind vielleicht verwandt mit ihnen? Bitte, bitte, ich habe gar nichts gesagt, seien Sie nicht böse!"

„Die Gräfin ist meine Schwester," sagte Steffi amüsiert. „Aber böse bin ich nicht. Ich freue mich. Natürlich bin ich sehr stolz auf meinen Schwager. Majestät soll auch immer so nett zu ihm sein ..."

„Wenn ich nur erst den Hofknicks vor den Majestäten hinter mir hätte. Ich muß miserabel aussehen. Kein Wunder. Es ist ja eine Tortur. Die Engigkeit hier und die Fülle! Und die entsetzliche Schleppe! Und es dauert noch gegen eine Stunde, bis wir drankommen. Wenn man sich doch nur fünf Minuten lang hinsetzen könnte!"

Noch immer kam keine Ordnung in das Gewühl. Aber gerade das Durcheinander bildete Steffis ganzes Entzücken. Mit ihren groß geöffneten „Provinzaugen", wie Marianne zu sagen pflegte, verschlang sie die ihr neuen Bilder. Die schleppenden Courroben der Damen, Samt und Seide in allen Farben, Brillantschmuck und wallende Courschleier, die gestickten und ordengeschmückten Hoftrachten der Herren gaben den Grundton des kaleidoskopartig wechselnden Gemäldes; immer

neue Erscheinungen in noch lebhafteren Farben zogen dann den Blick an: die Talare der Akademiker, die roten Röcke der Johanniter und Malteser, die bunten seidenen Gewänder der Chinesen und die silber- und goldreichen Galauniformen ausländischer Militärs. In den Durchgängen hielten Gardedukorps in roter Supraweste und Krongardisten Wache.

Eine starke Bewegung in den Türen zeigte jetzt an, daß sich der große Vortritt bildete, dem die Majestäten mit den Prinzen und Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses in den Rittersaal folgten. Die jungen Damen in Steffis Umgebung hoben sich auf die Fußspitzen. Man entdeckte zwischen den Köpfen der Davorstehenden aber nur die lange Reihe der schlanken Pagen mit ihren Zopfperücken und bartlosen Kadettengesichtern.

„Ein Königreich für ein Mauseloch, um rasch noch unbemerkt durchzuschlüpfen!“ hörte Steffi eine ihr bekannte Stimme sagen. Sie wandte sich um und sah dicht hinter sich ihren Schwager, der einem auffallend großen und auffallend hellblonden jungen Herrn in fremdländischer Uniform als Führer zu dienen schien.

Von der Gruppe der Novizen an bis zu den beiden Türen standen Herren und Damen wie eine Mauer. Das Paar mußte zunächst also den Versuch aufgeben, sich noch weiter vorzuarbeiten. So kam's zu einer kurzen Begrüßung zwischen dem Grafen Fesca und seiner Schwägerin.

Der Kammerherr stand schon Mitte Vierzig, doch seine flotte Lebemannsart und das immerfort rege Mienenspiel seines bartlosen, glattrasierten und leicht gepuderten Gesichts täuschten über seine Jahre hinweg. Er war bekannt als witziger Erzähler und amüsanter, stets gefälliger Gesellschaftsmensch, aber auch als skrupelloser Schwerenöter. Sein Spitzname im Regiment, bei dem er als Rittmeister ausgeschieden war, lautete „das treue Sektauge“. So wurde er noch heute da und dort genannt. Auch Steffi hatte ihn bei

früheren Besuchen hier in Berlin und auf dem Fesca-schen Stammgut Hohensaathen damit aufgezogen.

In seinem flotten Ton, dem er gern eine burschikose Note beimischte, wandte er sich an seinen Begleiter: „Wir müssen hier warten, bis die Brandung abflaut. Dann töten wir dort den pommerschen Krongardisten, ganz einfach, ich führe Sie auf verbotenen Pfaden heil bis zu Ihrem Missionschef, und keine Menschenseele merkt was von Ihrer Verspätung."

„Bloß der pommersche Krongardist?" warf der Blonde lachend ein.

„Den lassen wir auf unsre Kosten begraben. Mit militärischen Ehren natürlich. — Steffi, ist dir Baron Odd von der schwedischen Gesandtschaft schon vorgestellt?"

Der Kammerherr vermittelte die Bekanntschaft. Baron Gunnar Odd trug die kleidsame Uniform der Stockholmer berittenen Leibgarde. Er besaß die richtige Sportsmangestalt: schlank, sehnig, hoch aufgeschossen. Sein hellblondes Haar war mit der Maschine ganz kurz geschoren. Ein kleiner hellblonder Spitzbart vereinigte sich über den Mundwinkeln mit dem rund nach unten gedrehten Schnurrbärtchen. Das gab seinem Ausdruck einen lustigen, spöttischen Zug. Auch aus den lebhaften braunen Augen blitzten allerlei Teufelchen. Er war im Nu in angeregtem Geplauder mit der jungen Dame. Sein Deutsch verriet nur bei bestimmten Buchstaben den Ausländer, und diese kleine Inkorrektheit paßte vorzüglich zu seinem ganzen unbekümmerten Auftreten. Er schien die Eroberung von Mädchenherzen gewohnt.

„Ich war sehr zerknirscht über meine Verspätung," sagte er zum Kammerherrn. „Aber jetzt bin ich es nicht mehr. Ich bitte Sie, wenn man so reich belohnt wird!" Und er warf dem hübschen jungen Freifräulein einen lustig huldigenden Blick zu.

Graf Fesca lachte. „Nun sagen Sie bloß noch, Sie hätten's mit Absicht so eingerichtet, und meine arme

kleine Schwägerin glaubt es am Ende, weil sie Novize ist."

Zwischen Steffi und dem schwedischen Attaché ging das Geplänkel in der angeschlagenen Tonart weiter. Graf Fesca war nur mit halbem Ohre dabei; immer wieder mußte er sich dem Nachbarsaal zuwenden, um die Situation dort zu überschauen.

Steffi war ganz und gar gefesselt von dem Schweden; sie hatte den Zweck ihres Hierseins fast vergessen.

Seine drollige Art, die so durchaus unpreußisch war und sich von der feierlichen Haltung in diesem Saale um so lebhafter abhob, war auch den übrigen Damen in Steffis Nähe aufgefallen. Mehrmals wollte sie ihm Gelegenheit geben, ihren Nachbarinnen „seinen Knicks" zu machen, aber für Gunnar Odd schien sonst niemand in dem dichten Gewühl zu existieren.

„Das trifft sich ja reizend. Vorhin, als mich Ihr Schwager der Gräfin vorstellte, sagte ich noch zu mir: diese wundervolle Frau sollte eine jüngere Schwester haben. Wie ich mich dann auf den Hofball freuen würde!"

Sie sah ihn lustig zweifelnd an. „Glauben Ihnen die jungen Damen in Stockholm solche Sachen?"

„Wenn aus meinem Ton so eine tiefe Empfindung spricht wie eben jetzt — dann ja."

„Hier auf dem Kontinent ist man nicht so leichtgläubig."

„Aber eine furchtbar ernste Gewissensfrage, gnädiges Fräulein. Ich bin nämlich neben allen andern schlechten Eigenschaften noch so unmodern, gern zu tanzen. Darf man das in Berlin eingestehen?"

Nun nickte Steffi lebhaft. „Das heißt — ich bin in Berlin selbst noch fremd. Wir waren bis jetzt auf dem Land, Mama und ich. Es ist überhaupt der erste Winter, in dem ich ausgehe. Und der Hofball wird mein erster richtiger Ball."

„Und jeder richtige erste Hofball hat einen ersten Tanz," fiel Baron Odd belustigt ein, „nicht wahr? —

Und um diesen ersten Tanz, mein gnädiges Fräulein, möchte ich Sie recht, recht herzlich bitten. Ja?"

Ihre Augen strahlten jetzt. Es bedurfte eigentlich gar keiner Antwort. Aber er wiederholte seine Bitte.

„Ich freue mich furchtbar auf den Abend!" gestand sie mit heißgewordenen Backen.

Musik ertönte. Alles horchte auf.

„Das ist eine neue Komposition des Prinzen Albrecht," erklärte der Kammerherr, „die Siegeshymne. Wenn das Stück schließt, nehmen der Oberstkämmerer und der Oberzeremonienmeister ihre Plätze ein. Dann beginnt sofort der Vorbeimarsch. — Baron Odd ist übrigens sehr musikalisch," schaltete er ein, zu Steffi gewandt. — „Wie gefällt Ihnen das Stück?"

Lachend erwiderte der Attaché: „Ich höre keinen Ton davon — aber ich habe den innigen Wunsch, es möchte noch recht, recht lange dauern."

Graf Fesca erhob sich wieder auf die Fußspitzen. „Vierundsechzig Takte. Keinen Takt mehr. Halten Sie sich nur bereit. Sobald die Hofchargen dort drüben zur Seite rücken, drängen wir uns durch."

„Sie sind bevorzugt — Sie kommen gleich zu Anfang!" sagte Steffi mit einem leichten Seufzer. „Ach, ich hab' ein solches Herzklopfen vor dem großen Augenblick!"

„Aufgepaßt!" unterbrach sie der Kammerherr in scharfem Ton. Er hatte seine Hand an den Uniformärmel des Schweden gelegt.

„Halb zog er ihn — halb sank er hin!" sagte Baron Odd lachend. „Aber glauben Sie mir, gnädiges Fräulein, ich hab's heute abend noch viel, viel schwerer. Ja, denken Sie. Ich bin zum erstenmal zur Abendtafel bei den Majestäten befohlen."

Steffi machte ihre großen „Provinzaugen" und atmete tief auf. „Das muß furchtbar interessant sein. Aber wissen Sie: ich ... ich brächte vor Respekt keinen Bissen hinunter."

„Das ist ja eben mein Konflikt: ich bin so gar nicht

feierlich gestimmt heute abend. Wirklich — seitdem ich hier im Saale stehe, ist mir so fröhlich ums Herz, so . . ."

„En avant!" rief Graf Fesca plötzlich, ihm das Wort abschneidend. Mit einem entschiedenen Ruck riß er den Schweden mit sich. Odd sah sich rasch noch einmal nach der jungen Dame um, ihr zunickend; in dem Gewühl schoben sich aber sofort ein paar Köpfe zwischen sie.

Auf Steffis Antlitz schwebte noch das selige Lächeln, als jetzt der Zeremonienmeister ihrer Gruppe das Zeichen gab und diese sich gegen die zweite Tür hin in Bewegung setzte.

„Um Himmels willen, Sie treten mir auf die Schleppe!" rief die kleine Gräfin Lengern ihr plötzlich zu.

Erschrocken fuhr sie zusammen und stammelte eine Entschuldigung. Langsam, immer ruckweise, ging es vorwärts, unwillkürlich im Takt der Musik.

Graf Fesca hatte inzwischen mit seinem Begleiter richtig die erste Tür gewonnen, gerade in dem Augenblick, in dem der Einführer des diplomatischen Korps den Verbindungsgang passierte. Die Botschafterinnen bildeten die Spitze des Zuges. Hinter ihnen befanden sich die vorzustellenden ausländischen Damen. Es waren darunter einige exotische Schönheiten. Am meisten fielen die schlanken Gestalten mehrerer Amerikanerinnen auf, die die Courschleppe vom Schulterausschnitt an in langer Bahn hinter sich herzogen. Die Herren des diplomatischen Korps, voran die Botschafter und die von diesen eingeführten Fremden, folgten ihnen. Nur für eine Sekunde gab's jetzt hier im Durchgang eine Stockung: Baron Odd begrüßte einige der an ihm vorüberkommenden Herren fröhlich-unbefangen mit den Augen — die erkannten sofort die Situation und ließen für ihn eine Lücke — und im nächsten Moment schritt der blonde Schwede schon feierlich auf den Thron zu, genau an seinem vorgeschriebenen Platze.

Stumme Grüße wechselten hinüber und herüber, unter einem rasch verschwindenden Lächeln: Baron Odd war für sein Zuspätkommen schon bekannt. Und auch dafür, daß es ihm stets gelang, dann noch fast unbemerkt im rechten Augenblick an der rechten Stelle aufzutauchen.

Jetzt erst, wo die verschiedenen Kategorieen sich auf streng vorgeschriebener Bahn in Bewegung setzten, war zu merken, daß auch schon die Versammlung und Aufstellung der Gruppen, die auf Steffi zuerst den Eindruck des Durcheinanders gemacht hatte, planmäßig geregelt war. Der Zug rollte im Vorwärtsschreiten alle Gruppen in der richtigen Ordnung auf. Schritte und Schleppenrauschen hörte man immer weniger, je näher man der Musikkapelle kam. Die Gavotte, die sich an das Einleitungsstück anschloß, übertönte mit ihren graziösen Rhythmen auch das gedämpfte Flüstern.

Durch mehrere Prunkgemächer und Kammern führte der Weg. Die neu vorzustellenden unverheirateten Damen folgten den verheirateten inländischen Damen. Hinter ihnen kamen die schon vorgestellten. Steffi und ihre Schicksalsgenossinnen wußten, daß ihre Bangigkeit vor dem großen unbekannten Moment allen Anwesenden Stoff zur Beobachtung gab. Von sämtlichen Gruppen, an denen sie vorüberkamen, wurden sie aufs Korn genommen. Ab und zu nickte ein Vater oder ein anderer Verwandter in ordenbesetzter Uniform oder Hoftracht einer der blassen Novizen freundlich ermunternd zu. Ein Bekannter machte der rundlichen kleinen Gräfin vor Steffi das Zeichen des Daumenhaltens. Sie tat darauf einen tiefen Seufzer. In schweigender Erhabenheit sahen der Schloßhauptmann, der Reichskanzler und die Herren vom Bundesrat, die Fürsten, die Präsidenten der Parlamente, die Vizepräsidenten der Häuser den neuen Zuwachs vorbeiziehen. Höchstens verriet ein Lächeln eine gütige Gönnerschaft.

Anders verhielt sich's mit den vorzustellenden Räten erster und zweiter Klasse und den übrigen inländischen Herren, die das höfische Schauspiel heute auch zum erstenmal erlebten: trotz ihrer amtlichen Würde war ihnen doch eine gewisse Unruhe anzumerken. Steffi sah sich mehrmals nach dem schwedischen Attaché um, entdeckte ihn jedoch nicht mehr. Aber ihren Schwager sah sie. Er hielt vor einer stattlichen Gruppe von Herren vom Zivil. Flüchtig winkte er ihr zu. Und wiederum regte sich in Steffi der Stolz, daß sie nun auch so wie Marianne am Glanze seiner Stellung teilhaben sollte. Sie stand „an der Schwelle des Glücks" — hatte Marianne zu ihr gesagt.

Die Gruppen liefen immer wieder dichter auf, hielten und lösten sich. Jedesmal ordnete die kleine Gräfin vor Steffi mit ungeschickten Händen den Fall ihrer Courschleppe. Je näher Steffi dem Rittersaal kam, desto leichter ward ihr ums Herz. Die Bekanntschaft mit dem fröhlichen Schweden hatte ihr alle Unsicherheit genommen. Man war ja nicht über ein leicht tändelndes Geplauder hinausgekommen, aber für sie war die Begegnung ein Erlebnis. Sie nahm es als gutes Omen für den ganzen Winter.

„Steffi!"

Flüsternd war ihr Name gerufen: es war im letzten Durchgangssaal vor dem Eintritt zu den Majestäten. Aus einer Gruppe Hofdamen hatte sich ihre Schwester Marianne losgelöst und begleitete sie ein paar Schritt weit durch das Spalier der Pagen, die links und rechts im „Stillgestanden" hielten.

„Wir sind hernach im Hotel Adlon zusammen, Kleinchen," flüsterte ihr Marianne zu. „Die Fürstin Graez hat's arrangiert. Eben sagt mir's ihr Sohn, Prinz Graez, der Rittmeister. Und Graf Keltinghausen kommt mit der Gräfin. Ganz zwanglos improvisiert, aber das kann gerade sehr hübsch werden!" Sie lächelte. „Als Belohnung für dich, Steffi, was?"

„Ich hab' gar keine Angst mehr. Du, Mie,

dein Mann hat mir den schwedischen Attaché vorgestellt."

„Baron Odd? Du strahlst ja ordentlich. Soll ihn Otto auch mit auffordern?"

„Er ist bei den Majestäten zur Abendtafel befohlen."

„Tut nichts. Die dauert nicht lang. Er kann dann nachkommen."

„Ach Mie —!"

Die kleine Gräfin Lengern wandte sich entsetzt um. „Meine Schleppe!"

Steffi war ihr wirklich wiederum aufs Kleid getreten. Sie bat um Verzeihung und erfüllte dann rasch den Herzenswunsch der kleinen Gräfin, ihrer Schwester vorgestellt zu werden. Marianne nahm sich der fassungslosen Novize mütterlich an.

Ein ergebener Dankesblick traf sie. Aber dann sagte die kleine Gräfin doch wieder in tragischem Tone: „Ich weiß, es passiert was!" Und sie trat über die Schwelle des Rittersaales, als ob's zur Schlachtbank ginge.

„Nur Mut — Mut!" hörte Steffi noch die Schwester sagen. „Geradeaus — dann eine Rechtsschwenkung — Front vor dem Thron, den Majestäten ins Auge sehen — bis drei zählen — und knicksen, tief knicksen. Aber ums Himmels willen langsam, Steffi, nicht zu hastig — nun, du weißt ja, wie wir's geübt haben . . ."

Die Musik hier im Rittersaal empfing Steffi wie eine lichte Wolke. Sie sah das prunkvolle Bild der Hofversammlung, des Baldachins, der strahlenden Kerzenbeleuchtung, der berühmten allegorischen Gruppen über den Türen, die ganze barocke Pracht wie durch schimmernde Schleier. Aber ihr Herzklopfen hatte sich gelegt. Sicheren Fußes schritt sie vorwärts. Immer vier Schritt. Dann wurde gehalten. Und wieder ging es darauf langsam vorwärts zwischen dem Spalier der schlanken Pagen.

Vor den Stufen des Thrones stand das Kaiserpaar. Die Fürstlichkeiten und die Hofdamen hielten

zur Seite, die Hofchargen und das Gefolge gegenüber. Steffi sah den Oberstkämmerer und den Oberhofmarschall nur wie Schemen. Auch die Oberhofmeisterin, der die Neuvorstellung ihrer Kategorie oblag. Das lebhafte Auge des Kaisers, die freundliche Miene der Kaiserin zogen Steffis Blick immer fester an. Sie war aller Angst ledig. Nur blitzartig huschte durch ihren Sinn angesichts des glanzvoll höfischen Bildes der Gedanke an das bescheidene Heim, an die große, fast ängstliche Sparsamkeit der Mama, die es noch vor wenigen Wochen für ganz unmöglich erklärt hatte, daß man die Kosten des Umzugs nach Berlin wagte. Wie weit, wie himmelweit damals die Aussicht, auch einmal bei Hofe zu verkehren, ebenso wie Marianne, die Glückliche... Und nun hielt sie hier bloß noch vier Schritt vom Thron...

„Um Himmels willen — weiter!" Irgendwer hatte es flüsternd gerufen. Verwirrt fuhr Steffi aus ihren Gedanken auf. Aber es hatte nicht ihr gegolten.

Vor ihr kauerte eine kleine weiße Gestalt auf dem spiegelblanken Parkett. Wie ein rundes Lämmerwölkchen. Die Gräfin Lengern. Aber von ihr selbst war kaum etwas zu sehen — ihr Kopf war tief, tief herabgebeugt... Ein Hofknicks fast nach spanischem Zeremoniell... Steffi nahm sich vor, nicht ganz so tief zu knicksen.

„Wenn sie doch nur weiterginge!" flüsterte es wieder.

Aber jetzt gewahrte Steffi zu ihrem Entsetzen — und andere gewahrten es auch —, daß der ersterbende Hofknicks der rundlichen kleinen Gräfin verunglückt war. Sie saß fest — saß fest auf ihrem Absatz — und kam ohne fremde Hilfe nicht mehr empor... Die roten Ohren tauchten mehrmals ruckweise aus der weißen runden Wolke auf...

Da eilte schon ein Kammerherr an ihre Seite — die weiße Wolke von Seide erhob sich vom Parkett, der rote Kopf und die nackten Schultern strebten

empor, wandten sich rechtsum, und die Bahn ward frei für Steffi.

Vier Schritte — und dann Front.

Ein Geflüster, ein Köpfewenden, ein Fächerheben im ganzen Saal. Jetzt war ein richtiges Gekicher zu vernehmen. Ganz unzeremoniell lächelten die Majestäten, Steffi sah es deutlich. Eine Prinzessin dicht neben dem Thron hielt das Spitzentüchlein vor den Mund.

Und nun kauerte Steffi an der gefährlichen Stelle. Die Oberhofmeisterin, vielleicht die einzige im ganzen Saal, die auch nicht mit einer Wimper gezuckt hatte, stellte die junge Freiin Stephanie von Tarrach, Tochter des verstorbenen Unterstaatssekretärs Freiherrn von Tarrach, Exzellenz, und seiner Gemahlin, geborenen Freiin von Göhler, den Majestäten vor.

Langsam erhob sich Steffi. Wochenlang hatte sie vor diesem Moment gezittert. „Den Majestäten ins Auge sehen — bis auf drei zählen — und dann rechtsum!“ lautete die Instruktion. Aber Steffi war es unmöglich, bis auf drei zu zählen. Sie sah die Majestäten lachen, herzlich lachen, die Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses, die fremden Fürstlichkeiten, die Hofchargen — sogar die Kadetten — wenigstens zog der eine der Pagen da an der Ecke eine fürchterliche Grimasse, um sich das Lachen zu verbeißen ... Und da öffneten sich ihre Lippen, ihre weißen Zähne kamen zum Vorschein, und sie sah den Majestäten mit einem so strahlenden, vergnügten Ausdruck ins Gesicht, daß die Oberhofmeisterin noch um eine Nüance statuengleicher ward.

Aber die Kaiserin nickte dem jungen, frischen Ding freundlich zu.

Steffi war selig. Und jetzt zählte sie innerlich wirklich bis drei — und versenkte dabei tief den Blick ihrer strahlenden, lachenden, hellgrauen „Provinzaugen“ in den der Kaiserin.

Und nochmals nickte die Majestät ihr zu.

Nun machte sie rechtsum. Vor ihr war eine große Lücke entstanden. Sie erschrak darüber, vergaß völlig das feierliche Zeremoniell und setzte sich in ein flottes Tempo, mit kurzen Schritten der Ausgangstür zustrebend, ohne an die Courrobe zu denken, ganz erfüllt von dem Glück: zweimal hatte die Kaiserin ihr zugenickt!

Auf den Gipfelpunkt der Pracht im Rittersaal folgte sofort die Enttäuschung, die jeder Teilnehmer an einer Defiliercour empfindet: man sah sich nach dem Verlassen des alten Coursaales in einem nüchternen, schlecht beleuchteten Treppenhaus, und auf großen Umwegen gelangte man erst wieder in die Versammlungssäle zurück.

Aber Steffi war das alles gleichgültig. Sie blieb trotz der schweren Courschleppe, die sie nun über den Arm nehmen mußte, in ihrem flotten Tempo, leichtbeschwingt. Rasch holte sie die rundliche kleine Gräfin Lengern ein. Die war in Tränen aufgelöst. Sie versuchte sie zu trösten, aber die unglückliche Debütantin zuckte bloß erschöpft mit der Achsel und wandte sich von ihr ab, das Spitzentaschentüchlein gegen die Augen pressend.

Endlich hatte Steffi auf dem genau bezeichneten Weg den Saal erreicht, in dem sie auf Marianne warten sollte. Die Mehrzahl der Novizen ward hier von liebenswürdig besorgten Verwandten in Empfang genommen. Das strenge Hofzeremoniell, das nur schulmäßig eingeübt war, wich sofort, und es herrschte im ganzen Saale ein fröhlich erregtes Backfischgeplauder.

Marianne konnte noch nicht hier sein; das wußte Steffi. Sie sah sich aber doch verlangend nach einer gleichgestimmten oder verständnisvollen Seele um, der sie ihr Glück anvertrauen konnte.

Ob sie den schwedischen Attaché heut abend noch einmal zu sehen bekam? Sie kannte ihn ja seit kaum einer Stunde — aber ihm hätte sie jetzt sofort einen temperamentvollen Bericht gegeben. Ja, das hätte sie.

Da kam Schwager Otto auf sie zu.

Sie eilte ihm lebhaft entgegen, um ihm ihr großes Glück mitzuteilen: zweimal hatte die Kaiserin ihr zugenickt —!

Der Kammerherr hatte wie immer sein überlegenes Lächeln. Geschäftig sagte er, kaum hinhörend: „Marianne noch nicht da? Ja, hör mal, Kleinchen, wir wollten doch noch mit dir ausgehen — die Fürstin Graez hatte es angeregt ...“

„Ja, Mie hat mir gesagt, es trifft sich alles im Hotel Adlon.“

„Hm! Ja. Bei Adlon. Ich muß dir nämlich sagen, das paßt mir heute abend ganz und gar nicht. Wenn ihr nicht sehr großen Wert darauf legt ... Mit den fürchterlichen Schleppen ist es doch auch sehr unbequem!“

„Ach, Otto, deswegen —!“ fiel Steffi sofort eifrig ein. Sie war sehr enttäuscht. Drei Stunden hatte die Toilette gedauert; eine halbe Stunde die Wagenfahrt, über eine volle Stunde das Warten und Vorrücken — und das Defilieren selbst noch nicht zwei Minuten. Und nun sollte schon alles zu Ende sein? „Ich hab' mich schon so an die Schleppe gewöhnt!“ versicherte sie. „Und es ist vorhin alles famos gegangen. Ach, Otto, ich bin euch so dankbar. Es ist ja himmlisch. Ich fühle mich hier schon ganz sicher. Wirklich. Weil ich euch beide immer in der Nähe weiß. Dagegen das arme Wurm, die dicke, kleine Lengern ... Nein, hast du schon gehört, was ihr passiert ist? Die Majestäten haben ja so gelacht ... Ach, da kommt Marianne! ... Mie, Mie, denk nur: zweimal hat mir die Kaiserin zugenickt!“

Marianne lächelte flüchtig, wandte sich dann aber sofort an ihren Mann, der ihr mit den Augen einen kurzen Wink gab. Sie legte ihre Hand in seinen Arm und trat mit ihm ein paar Schritt weit zur Seite, so daß Steffi nicht Zeugin ihres Gesprächs ward.

Steffi sah nur, daß ihre Schwester die Stirn

runzelte. Doch rasch beherrschte sie sich wieder. Eindringlich sprach das Ehepaar miteinander.

„Selbstverständlich bleibt es dabei," sagte Marianne schließlich ziemlich gelassen, indem sie das Zwiegespräch kurz abschnitt und zu ihrer Schwester zurückkehrte. „Wir können uns jetzt nicht mehr ausschließen."

In einer Regung von Dankbarkeit erfaßte Steffi die Hand der Schwester. „Ja, es bleibt dabei?" fragte sie leise. „Wir fahren?"

Graf Fesca zeigte sofort wieder sein überlegenes Lächeln.

„Wie du willst, Marianne. Wer kommt also alles?"

Sie begann eine Reihe von Namen aufzuzählen, brach aber mitten drin ab und fragte die Schwester: „War das nicht Baron Odd, der Attaché, der dir so gut gefiel? Du sagtest doch? — Vielleicht ist dir's möglich, Otto, ihn aufzustöbern. Dann fordere ihn doch mit auf, von der Abendtafel aus noch hinzukommen. Der Kreis wird sehr hübsch sein, denk' ich."

Der Saal hatte sich inzwischen so stark gefüllt, daß sie eng zusammentreten mußten. Graf Fesca hatte seiner Frau nur zerstreut geantwortet. Sein Blick schweifte hochmütig über die verschiedenen Gruppen von Neuvorgestellten hin, aus denen ihm einzelne bewundernde Blicke gefolgt waren. „Ja, ja, ich will sehen, daß ich ihn noch erwische," sagte er. Aber es machte auf Steffi den Eindruck, als ob er selbst gar nicht auf das hörte, was er sagte. „Also, auf Wiedersehen bei Adlon — hernach. Ihr nehmt das Coupé allein, der Schleppen wegen, nicht wahr? Es ist zu eng für uns alle drei."

Und weg war er.

Steffi nahm Mariannes Arm.

„Was ist mit Otto? Warum wollte er nicht zu Adlon?"

Nun warf auch Marianne einen hastigen, etwas nervösen Blick in die Umgebung und sagte halblaut, aber in ziemlich scharfem Ton: „Ach Unsinn — still

davon!" Lauter und im gewinnendsten, übermütigsten Ton setzte sie hinzu, weniger für Steffi berechnet als für die benachbarten Gruppen: „Also zweimal hat dir Majestät zugenickt? Allerliebst! Das ist ja allerliebst!"

Sie lachte hell und fröhlich und zog Steffi mit sich zur Garderobe, wo der Diener sie erwartete, der ihnen die Überkleider umgab. Endlos lang mußten sie hernach unten im zugigen Portal warten, bis ihre Equipage vorgelassen wurde. Marianne plauderte dabei fröhlich und animierte dadurch die Schwester, sich unbefangen zu geben, unbefangen von ihren heutigen Erlebnissen zu plaudern. Aber als sie im Wagen saßen, drängte es Steffi, die Schwester wieder nach dem Grund der Verstimmung zu fragen, die ihr bei ihrem Mann aufgefallen war.

Ein paar Augenblicke schwieg Marianne. Dann zuckte es fast verächtlich in ihrer Miene. „Ach, laß das doch, Steffi! Irgend ein Privatärger, der uns nichts angeht! — Wir wollen vergnügt sein! Hörst du? — Da halten wir! — Jetzt Augen auf und fröhlich in die Welt geguckt, Steffi! — Also zweimal hat Majestät dir zugenickt ... Allerliebst!"

Die Equipage hielt vor dem strahlend erleuchteten Portal des Hotelrestaurants. Der Groom sprang herzu, um zu öffnen. Aber schon hatte sich der Diener vom Bock geschwungen und half den Damen heraus.

Von der Bordschwelle bis zum Eingang war unter dem Baldachin ein roter Läufer quer über den Bürgersteig gelegt. Hüben und drüben hatte sich sofort Publikum angesammelt, das Spalier bildete. Man wußte, daß im Schloß großer Empfang war, und vermutete in den beiden Damen, deren Courschleppen eine Strecke weit über den Teppich schleiften, fremde Fürstlichkeiten.

Steffi hörte ein paar halblaute Bemerkungen, die ihrem Stolz auf die schöne Schwester und ihrer persönlichen Eitelkeit schmeichelten. Fast dankbar sah sie sich mit ihren strahlenden „Provinzaugen" um.

Aber sie hatte von den neugierigen Gesichtern der Abendspaziergänger nur einen ganz flüchtigen Eindruck. Die leichten Schneewirbel, die im grellen Licht der Bogenlampen tanzten, schoben sich dazwischen.

Nun tat sich auch schon die breite Glasflügeltür auf — und die Marmorpracht des Hotelvestibüls umfing sie.

* * *

In der angenehm durchwärmten Vorhalle des Hotelrestaurants hatte sich eine größere Gruppe von Teilnehmern an der Defiliercour zusammengefunden. Der Mehrzahl war Steffi schon vorgestellt. Aber Marianne nannte ihr in ihrer flinken, dabei diskreten Art die Namen noch einmal. Die appetitliche alte Dame im weißgepuderten Haar, die mit etwas wienerischem Anflug sprach, war die Fürstin Graez; der Rittmeister der Gardekavallerie, der mit dem Hoteldirektor verhandelte, war Prinz Graez, ihr Sohn. Graf und Gräfin Keltinghausen kamen auf sie zu, sie liebenswürdig begrüßend. Gardeoffiziere, einige mit ihren Damen, und ein paar jüngere Herren von der österreichischen Botschaft hielten lebhaft plaudernd auf den Marmorstufen, die zum Eingang der Festsäle führten. Die allgemeine Begrüßung war herzlich und wortreich, man versperrte den ganzen Durchgang, aber das Hotelpersonal harrte ehrfürchtig der Entschlüsse.

„Durchlaucht ist bitterböse," sagte die Gräfin Keltinghausen zu Marianne, „sie hatte telephonisch ein Zimmer für unser Souper bestellen lassen, aber es ist nichts mehr frei."

„Kein Hüsung?"

„Ja, wir sollen wieder heimatlos in den Schnee hinaus."

„Was sagst du zu solcher Barbarei, Steffi?"

Marianne brachte das drollig parodierend vor. Die Umstehenden lachten. Graf Keltinghausen erklärte: „Der Hoteldirektor will im großen Saal ein

paar Tische zusammenrücken lassen, aber das paßt dem Prinzen nicht."

„Nee, man sitzt dort wie auf dem Präsentierteller," meinte ein junger Reiterleutnant.

Lächelnd machte Marianne mit dem Kopf eine Bewegung nach ihrer Schwester hin. „Für meine kleine Novize wäre das freilich ein Anziehungsmittel mehr gewesen. Was?"

„Aber Mie —!"

Der Graf lachte. „Natürlich, nun haben sich unsre Damen so hinreißend schön gemacht . . ."

Marianne drohte ihm mit den Augen. „Wir sind noch nicht einmal beim ersten Gang, Graf Keltinghausen, und Sie machen schon wieder auf Tod und Leben die Cour. Was bleibt da für den Nachtisch übrig?"

Soeben wandte sich Prinz Graez von dem Hoteldirektor ab. „Ich stelle zur Erwägung," sagte er zu der lebhaft durcheinanderschwatzenden Versammlung in seinem flotten Meldeton, das Monokel fallen lassend, „der große Musiksaal ist noch frei."

„Aber ich bitt' dich, Franzl, das wär' ja unheimlich: wir paar Leutln ganz allein in dem mächtigen Saal!" wandte die Fürstin Graez ein.

„Eine Tafel ist dort so wie so schon besetzt, Durchlaucht," sagte der Hoteldirektor.

„Von Herrschaften, die auch zu spät bestellt haben? So, so."

„Man könnte ganz gut auf der andern Seite der Säulen decken lassen. Das heißt — wenn Durchlaucht die Musik von nebenan nicht stört: im weißen Festsaal ist nämlich eine Hochzeit."

„Auch das noch!" rief die Fürstin lachend. „Ein Unglücksfall nach dem andern!"

Es gab noch eine Anzahl neuer Vorschläge, die sich als unausführbar erwiesen: von seiten der Gräfin Keltinghausen eine humoristische Anklage gegen die Arrangeurin, die mit Laune darauf erwiderte, im

hellsten Wienerisch; dann endlich ward man einig, gemeinsam nach dem Musiksaal zu ziehen.

Die Kellner hielten bei den verschiedenen Durchgängen die Glastüren auf. In langem Zug, schwatzend und lachend erreichte die Gesellschaft die Garderobe.

„Sind es Fremde, die den andern Tisch haben?" fragte Graf Keltinghausen unterwegs den Hoteldirektor.

„Nein, Einheimische, Herr Graf. Ein Herr Stern, Generalkonsul Stern, mit ein paar Herren und Damen. — Die Herrschaften speisen häufig hier."

„Hm! So so. Ein Herr Stern." Das kam etwas gedehnt heraus.

Steffi hatte bemerkt, daß ihre Schwester bei der Nennung des Namens aufhorchte. „Kennst du die Leute, Mie?" fragte sie, bekam aber keine Antwort.

Der Hoteldirektor war vorausgeeilt. Unter der Aufsicht eines Oberkellners wurde die Tafel für die große Gesellschaft flink und geräuschlos zusammengestellt. In der Mitte des langgestreckten Saales waren die Lichter nicht aufgedreht: dadurch hob sich das Bild am jenseitigen Ende, das im Glanz der vollen Deckenbeleuchtung und der gelbseidenen Tischlampen lag, um so lebhafter ab. Eine Gesellschaft von etwa zwölf Personen befand sich dort beim Mahle. Man schien sich mit dem improvisierten Unterkommen ausgesöhnt zu haben, denn die Stimmung war fröhlich angeregt. Aber als jetzt durch die weitgeöffneten Flügeltüren der lange Zug der Hofgesellschaft eintrat, an der Spitze die Fürstin Graez mit dem jungen Schwesternpaar, wandten sich alle Köpfe hastig dem unteren Saalende zu, und einer der Herren an der Tafel winkte den Hoteldirektor sichtlich bestürzt zu sich heran.

„Ja, verzeihen Sie, Herr Generalkonsul, aber es war nirgends mehr Platz. Durchlaucht hatte erst vor der Abfahrt zum Schlosse hertelephonieren lassen — und da war keine Möglichkeit mehr, abzusagen."

„Was für eine Durchlaucht?“ fragte die Dame dem Generalkonsul gegenüber, die beim Anblick der Eintretenden ganz blaß geworden war: seine Gattin, eine hellblonde, fast überschlanke, junge Frau in auffallend kostbarer Abendtoilette.

„Die Fürstin Graez — das ist die Dame links vorn. Prinz Graez, ihr Sohn, ist auch dabei. Dann noch Graf Keltinghausen, Graf Fesca . . .“

Generalkonsul Stern wechselte einen hastigen Blick mit seiner Frau, als der Name Fesca fiel. „Es ist gut. Danke. Uns stört es weiter nicht. Nicht wahr, Ethel?“

Die junge Frau nickte flüchtig und zerstreut. Sie hatte eine eisige Miene aufgesetzt und lehnte sich in ihrem Stuhl hochmütig zurück. Ihr Platz — am oberen Ende der Tafel — lag so, daß sie die Hereinkommenden ansehen mußte und von diesen auch zuerst gesehen wurde.

Einige der jüngeren Offiziere bemerkten beim Eintreten in den Saal unter den Gästen des Generalkonsuls Bekannte von Diners oder Bällen. Kurz die Hacken zusammenschlagend, grüßten sie.

Und nun neigte auch Marianne, Frau Ethel Stern ins Auge fassend, den Kopf zum Gruß. Unwillkürlich grüßte Steffi mit.

Aber die Miene der hellblonden jungen Frau blieb Eis. Kaum daß der Ansatz zu einer gezwungen höflichen Erwiderung ein Erkennen verriet.

Die Courroben rauschten über das Parkett, die silbernen Tanzsporen klirrten, verbindliche Reden über die Tischordnung klangen durch den Saal. An der Tafel des Generalkonsuls hatte eine Weile tiefes Schweigen geherrscht. Nun war es Frau Ethel Stern, die als erste lebhaft zu ihrem Nachbar zu sprechen begann. Sie schien durch den Eintritt der fremden Gesellschaft in einer interessanten Debatte über sportliche Dinge gestört, die sie nun mit doppeltem Eifer wieder aufnahm.

Steffi war durch die Platzverteilung, die schließlich dem Zufall überlassen worden war, da die Fürstin in

ihrer munteren und formlosen Art jeder Auszeichnung auswich, von ihrer Schwester getrennt worden. Sie saß zwischen zwei blutjungen Kürassieroffizieren, die ihr gestanden, daß sie ihren ersten Hofball gleich ihr noch vor sich hätten. Natürlich berichtete Steffi über ihr großes Erlebnis: zweimal hatte Majestät ihr zugenickt. Sie war selig.

Ihre frische Begeisterung und temperamentvolle Art bildete das Entzücken der Durchlaucht. „Aber ist sie herzig, die Kleine!" äußerte sie ein paarmal zu ihren nächsten Nachbarn. Und zur Gräfin Fesca sagte sie: „Wenn ich ein Mann wär' und das Mädel heut abend so säh' — ich tät's nicht dulden, daß sie erst den ganzen Hofzauber mitmacht. Ich tät' das Mädel beim Schopf nehmen, aus dem Trubel mir nichts dir nichts herausholen und vom Fleck weg heiraten."

„Sie muß doch erst etwas erleben, Durchlaucht, etwas sehen von der Welt und von den Menschen."

„Grad nicht. Vom Hof schon gar nichts. Warum denn? Es ist ja alle Jahr dasselbe. Hier fast akkurat so wie in Wien und in Dresden und allerorten. Wenn ich noch einmal jung sein könnte — wissen Sie, was ich tät? Ich ging hin und holt' mir einen Förster aus dem Wald, so einen rechten braungebrannten, oder einen Senner meinetwegen, frisch von der Alm herunter, und der müßt' mein Mann werden." Sie lachte. „Aber das ist jetzt bloß so akademisch dahergeredet. Sagen Sie's nicht weiter."

Auch Marianne lachte über das drollige Herzensbekenntnis der Fürstin. Etwas Verlockendes lag schon darin. Für ein paar Sekunden tauchte vor ihren Sinnen ein stilles waldheimliches Asyl auf, in das der Großstadtlärm, die Hetze, das Fieber, die Intrigen und die Sorgen ihrer höfischen Stellung nicht drangen.

„Es mag sehr gesund sein, so ein rotbackiges Glück," sagte sie, „aber vielleicht zu derbe Kost für alle Tage. Meinen Sie nicht, Durchlaucht? Ich möchte sagen:

das ist nur so eine verstohlene Sommerfrische der Wintergedanken."

„Akkurat. Ich plausch' zu gern mit Ihnen, liebe Gräfin Fesca. Und scharmant sehen Sie wieder aus. Die Hübscheste im ganzen Schloß heute abend. Bloß: Sie sind mir halt auch viel zu schad für das Strapaziertwerden so bei Hof. Ein ewiges Hinundher, Sekkiererei und Intrigiererei. Und so viel Zweckloses dabei. Man wird alle Jahr um einen Winter älter — und hat vom Lenz und vom Sommer nichts gehabt."

Marianne war nachdenklich und erwiderte nichts.

Die Durchlaucht nahm das Thema später wieder auf. „Ich mein', neben dem Mann und neben den Rangen müßt' sich jede Frau ein Stückl Zeit und ein Stückl Herz reservieren, um auch noch der andern Welt was Liebes zugut kommen zu lassen. — Aber geh, Franzl, so laß doch deine impertinenten Zwischenbemerkungen!" unterbrach sie sich, ärgerlich lachend, und drohte ihrem Sohn mit den Augen.

Der Rittmeister hatte die bildhübsche Gräfin Keltinghausen durch das Monokel angeblitzt. „Ich habe nichts andres gesagt. Nicht wahr, gnädigste Gräfin? Es ist die soziale Pflicht einer modernen Frau, neben dem Manne auch der andern schönen Welt noch etwas Liebes zugute kommen zu lassen!"

Alles lachte. „Man hat schon sein Kreuz mit dem Buben!" sagte die Fürstin Graez. Und Graf Keltinghausen, von einem der Dazwischensitzenden in humoristischer Form bei der Eifersucht gepackt, rief in hellem Ton zu seiner Frau herüber: „Bitte, es heißt schon in der Bibel: Du sollst keine andern Götter neben mir haben!"

Das steigerte noch die allgemeine Lustigkeit. Steffi hatte nicht alle Anspielungen verstanden, lächelte aber verbindlich mit. Ihre beiden Kavaliere blieben todernst. Sie hatten noch die Fähnrichsteifigkeit in den Knochen; waren übrigens bloß ihrer Namen wegen von ihrem Schwadronchef mitgenommen worden:

Prinz Graez wollte ihre Mitwirkung bei einer Wohltätigkeitssache, die heut abend besprochen werden sollte. Seine Mutter war in derlei sozialen Dingen sehr eifrig und gewissenhaft, dabei von wirklichem innerem Drang beseelt und darum von denen, die nur dem Muß der Mode und dem Zwang der Stellung folgten, ein wenig gefürchtet.

In flottem Tempo ward serviert. Das Menu bestand nur aus zwei Gängen und Eis. Steffi blickte ihre Schwester manchmal strahlend an. Der Glanz dieses Abends übertraf ihre kühnsten Erwartungen: sie war ja an so bescheidene Verhältnisse gewöhnt. Und neben der Dankbarkeit gegen die Schwester regte sich in einem Winkel ihres Herzens noch das Glücksgefühl, daß sie für den Hofball nun schon mehrere Engagements hatte, also ganz ohne Sorge sein konnte; denn auch die beiden Leutnants hatten um Tänze gebeten. Immer wieder aber, so oft die Tür ging, sah sie sich um: ob wohl Baron Odd noch käme?!

Manchmal, wenn die Unterhaltung in ruhigere Bahnen glitt, hörte man aus dem Nebensaal diskrete Tanzmusik: ein Streichquartett nebst Horn, Flöte und Klarinette. Die neuesten Tänze wurden gespielt, die Operettenschlager, die die Saison beherrschten.

An der andern Tafel ging es sehr lebhaft zu. Man war dort schon beim Nachtisch. Die meisten Damen rauchten Zigaretten, und einer der Herren, seinem ganzen Auftreten nach ein Künstler, ein derbknochiger, übergroßer, etwas schlenkriger Mann in den Fünfzigern, mit kurzem, weißen Haar, schwarzgefärbtem Schnurrbart und einem pfiffigen Kindergesicht, hatte sich im Verlauf einer temperamentvollen Debatte erhoben und machte den Umsitzenden ein paar Tanzbewegungen vor, wozu er die Melodie trällerte, die von nebenan hereinklang.

„Wer ist der drollige alte Knabe da drüben, der so herausfordernd den Schwerenöter spielt?“ fragte die Gräfin Keltinghausen.

Die meisten Herren kannten ihn. Auch Prinz Graez. „Professor Golter," sagte er, „kolossal gesuchter Porträtmaler. Man muß gut empfohlen sein, um Gnade bei ihm zu finden." Er lachte. „Er malt mich jetzt. Aber wenn Mama nicht ein gutes Wort für mich eingelegt hätte — meine Schönheit allein hätte ihn nicht überwältigt."

Die Gräfin Keltinghausen entsann sich nun eines Porträts, das sie auf der letzten Kunstausstellung gesehen hatte. Sie fand die Fürstin dort vorzüglich getroffen.

Die Durchlaucht wehrte ihr lachend ab. „Gehn S'! Ein gespitztes Puppengoscherl, ein Stumpfnaserl, runde, dumme, hübsche Augen — das ist so sein Fall. Für ein Komtessl oder junges Leutnantsg'sichtl wie geschaffen! Aber daß ich mich grad ähnlich gefunden hätt', kann ich nicht sagen. Ich seh' darauf aus wie meine eigene Enkelin. Es ist schamlos." Alles lachte. Und die Durchlaucht fuhr fort: „Na — ein bissel eitel ist man doch auch. Nicht? Und ihm gram sein, das bringt man schon gar nicht übers Herz: er ist ein zu goldiger Kerl. Immer fidel, immer offen, fast zu offen . . ."

„Man kann schon sagen: unverschämt offen!" fiel der Prinz ein.

„Vielleicht auch. Aber lustig."

„Vor allem trinklustig und tanzlustig."

„Ja — und alleweil in fürchterlichen Geldnöten."

„Momentan scheint's ihm gar nicht so schrecklich zu gehen," meinte die Gräfin Keltinghausen lächelnd.

„Ja, er hat da wieder eine Finanzgröße zu malen," sagte der Prinz. „Nach der Skizze, die ich gesehn hab', ist's die Blonde dort."

Die Durchlaucht hatte die junge Frau durchs Glas angesehen. „Ist das nicht Miß Ethel Anderson? Auf dem Fest beim amerikanischen Botschafter im letzten Winter muß sie gewesen sein . . . Und auch bei Ihnen, nach der Sommerreise, liebste Gräfin Fesca, nicht?"

Marianne bejahte. „Sie hat im Herbst den Generalkonsul Stern geheiratet.“

„Richtig, richtig.“

„Hat sie nicht im vorigen Winter auch bei Hofe verkehrt?“ fragte Graf Keltinghausen.

„Ja. Wie man das so bei den Amerikanerinnen manchmal managed.“

„Ich entsinne mich ihrer jetzt genau,“ sagte die Fürstin Graez. „Ihre wundervollen echten Perlen waren mir auf dem Hofball aufgefallen.“

Marianne dämpfte ihre Stimme ein wenig. „Das ist nämlich ihr ganzer Kummer, daß sie durch ihre Heirat aus dem alten Kreis herausgedrängt worden ist. Sie hatte sich kurz vor Weihnachten an meinen Mann gewandt: für ihr Leben gern wäre sie heuer wieder zu Hofe gekommen. Als Miß Ethel Anderson war ihr's gelungen. Aber enorm schwer hält's, das für Frau Stern zu erreichen.“

„Möglich wär's immerhin,“ meinte einer der Herren von der österreichischen Botschaft, „bei den Amerikanerinnen erlebt man ja oft die verblüffendsten Ausnahmen.“

„Weil sie so viel Gemüt haben,“ warf Graf Keltinghausen ein, die Bewegung des Geldzählens machend.

Man lachte an der ganzen Tafel. Und einer der Gardeoffiziere sagte: „Sie soll tatsächlich ganz unmenschlich reich sein. Man sagt, der Herr Papa sei mal in 'ne Petroleumpfütze getreten.“

Marianne zuckte die Achseln. „Heutzutage heißt's sogar beim Petroleum: Non olet.“

Wieder eine gedämpfte, behaglich an der Tafel entlangrollende Lachwelle. Dann fuhr Marianne fort: „Non olet — natürlich bloß im Dienste der Wohltätigkeit, Durchlaucht.“

Die Fürstin Graez amüsierte sich über das Mienenspiel, womit die junge Freiin von Tarrach den Ausführungen ihrer Schwester gefolgt war. „Da haben wir noch ein unverdorbenes Mädchenherz, das von

der intriganten Portemonnaiediplomatie in der Großstadt nichts ahnt. Wie?"

Steffis Blick hatte mehrmals die blonde Amerikanerin gestreift. Den impertinenten, überlegenen Ausdruck, womit diese über den Gruß ihrer Schwester quittiert hatte, konnte sie ihr nicht vergeben. Sie fühlte sich in Marianne gekränkt.

„Bloß weil sie Geld hat, imponiert sie mir noch lange nicht!" sagte sie keck. „Wahrhaftig nicht!"

„Schäfchen, Lämmchen, was ist in dich gefahren?" rief Marianne verwundert.

„Ach, heut abend, wo ich so im Schloß all das Ritterliche und Ehrwürdige gesehen habe, da kann ich mich nicht dareinfinden: daß man das alles sollte erkaufen können."

„Erkaufen? Wie meinst du das, Kleinchen?"

„Ich kann's wohl nicht so recht ausdrücken. Es ist auch wirklich kein Hochmut. Bloß der Stolz darauf — nun ja, daß auch schon viele, viele Vorfahren so unter den Ersten beim Thron haben stehen dürfen ... Und daß das was Besonderes ist, ein Vorrecht, das nicht aller Welt gehören soll. Ach, ich schwatze gewiß lauter Unsinn!" Sie war rot geworden und brach ab, denn sie merkte, daß man an der ganzen Tafel auf sie hörte.

Der Prinz Graez erhob sein Sektglas und trank ihr in einer fast ernsten Huldigung zu. Seine Mama beugte sich an dem jungen Leutnant, der zwischen ihnen saß, vorbei und pätschelte wohlwollend ihren Arm. Dann wandte sie sich zu Steffis Schwester. „Lassen Sie die Kleine so. Es ist ja alles verkehrt natürlich. Ich bitt' Sie — heutzutage! Aber wenigstens hat sie noch Illusionen, und die soll man ehren."

Marianne lächelte. Nicht ohne leisen Spott. „Auf ein rotbackiges Försterglück scheint sie sich also wirklich nicht kaprizieren zu wollen."

„Auf so wundervolle Dummheiten kommt man gottlob erst dann, wenn's zu spät dafür ist!"

In diesem Augenblick entstand eine größere Bewegung an der Tafel: Graf Fesca war eingetreten. In dem vollendet sitzenden Kammerherrnfrack machte seine geschmeidige, schlanke Gestalt einen famosen Eindruck. Steffi hielt ihm in lebhafter Erwartung die Hand hin. Sein Auge, sein Antlitz war fast festlich strahlend. Er begrüßte die Durchlaucht und die übrigen verheirateten Frauen — zuletzt seine Frau — mit einem Handkuß. Den Herren winkte er verbindlich lächelnd zu. Er sei erst diesen Augenblick vom Hofdienst frei gekommen, erklärte er. Marianne ließ sich so leicht nicht täuschen. Ihrem scharfen Blick entging es nicht, daß seine fröhliche Laune gespielt war. Er hatte sich auch wieder frisch gepudert, um sein schlechtes Aussehen zu verbergen. Es war ihr unausstehlich, daß er solche Toilettenkünste anwandte; sie hatte ihm schon oft genug ins Gesicht gesagt, daß sie es bei einem Manne garstig und lächerlich fand. Als er dicht bei ihr stand und mit ihr heimlich und hastig sprach — er fragte: wie sie sich mit Sterns abgefunden hätte — merkte sie seinem Atem an, daß er irgendeinen stark aromatischen Likör getrunken hatte. Er war für gewöhnlich sehr mäßig. Wenn er trank, geschah es, um seine Nerven aufzupeitschen. Wer ihn jetzt so sah: gewandt, angeregt, liebenswürdig, der ahnte nicht, wie viel Kunst und wie viel Mittelchen aufgewendet waren, um diesen Eindruck zu erreichen.

Ein Kellner schob einen Sessel für ihn ein, aber er wandte sich — wie zufällig — der zweiten Tafel zu. „Oh, Marianne, hast du gesehen?“ rief er lebhaft. „Frau Ethel Stern! Da muß ich doch noch rasch guten Abend sagen.“ Und mit freundlicher Entschuldigung bei seinen Nachbarn verließ er den Tisch wieder und durchmaß flotten Schrittes den Saal.

Marianne sah fragende Blicke auf sich gerichtet. „Eine bittere Pille, die's da zu schlucken gibt,“ sagte sie halblaut — zunächst selbst noch ein wenig unsicher — zur Fürstin Graez und den nächsten Nachbarn.

„Es hat sich doch rein zufällig so getroffen — aber die unglückliche junge Frau empfindet es natürlich sehr schmerzlich, uns hier von der Cour kommen zu sehen ... Vielleicht wittert sie sogar eine Absicht ... Aber wie käme man dazu, sie zu kränken."

Die Gräfin Keltinghausen sagte nichts als: „Absurd."

An der Tafel waren die Einzelunterhaltungen wieder aufgenommen worden. Der Prinz äugte durch sein Einglas auffällig nach dem andern Tisch, beteuerte aber seiner Nachbarin, daß er für seinen Teil die hellblonde Amerikanerin nicht einmal hübsch fände. Die wenigsten der Damen konnten außer der originellen Haarfarbe besondere Reize an ihr entdecken. „Ihr Haar ist zudem gefärbt," sagte die Durchlaucht behaglich lächelnd. „Ich kann das beurteilen. Ich hab' das meinige durch zwanzig Jahre auf Bernsteinblond behandelt."

Marianne wollte — seitdem sie mit ihrem Mann gesprochen — keine ablehnende Stimmung gegen die Frau des Generalkonsuls aufkommen lassen. Ihr Vorschlag, Frau Stern mit zu der Wohltätigkeitsveranstaltung heranzuziehen, die die Fürstin plante, fand aber von keiner Seite Unterstützung.

„Wir brauchen nicht nur Schönheit, Namen und Talente, Durchlaucht, wir brauchen auch Geld!"

„Ja, ja, ja, ich sag' mir das auch. Aber wissen Sie: anfangs duldet man die bloß so, und schließlich ist man selber nur noch geduldet. Die haben die Art, einem alles aus den Händen zu nehmen. In Wien war's ebenso. Vielleicht eher noch schlimmer als hier. Man kann halt mit den Mitteln nicht kämpfen, die die anwenden, und schließlich muß man ihren Ellbogen nachgeben."

„Es wäre bloß wegen verschiedener Vorteile für die Sache."

Die Debatte wurde wieder allgemeiner. Einige Herren, die ohne Tischnachbarin waren, hatten ihre

Plätze verlassen und umstanden die Damen am oberen Ende der Tafel, bis ihnen die Kellner die Sessel an die neuen Plätze brachten.

Steffi harrte voll innerer Ungeduld der Rückkehr ihres Schwagers. Sie konnte es kaum abwarten, näheres darüber zu hören, ob Baron Odd eine Zusage gegeben hatte — und wann er wohl hier eintreffen konnte. Bei der Verschiebung der Tischordnung hatte sie ihren Stuhl näher zu Marianne gerückt.

„Warum ist dein Mann bloß da hinüber zu den gräßlichen Leuten gegangen?“ fragte sie die Schwester halblaut.

„Warum gräßlich, du Lämmchen?“

„Na, weißt du, vorhin im Schloß, überall bemüht man sich um euch, drängt sich um euch. Und die hier, als wir ankamen, wie sie dich angesehn hat! Du — die ist dir überhaupt spinnefeind!“

Marianne zuckte die Achsel und lächelte nachsichtig. „Es hat ein Mißverständnis gegeben — und das will Otto aus der Welt schaffen. Jetzt ist die beste Gelegenheit.“ Sie lehnte sich zurück und fächelte sich. Dabei sah sie unter dem Schutze des Fächers scharf nach ihrem Gatten aus.

Die Fürstin Graez und die Gräfin Keltinghausen, die sich über den Tisch hinüber und herüber unterhalten hatten, rückten soeben zusammen und näherten sich dabei dem Schwesternpaare. Man mußte zu einem Entschluß kommen, denn die in Potsdam wohnenden Offiziersdamen drängten zum Aufbruch.

„Also, liebste Gräfin Fesca,“ hob die Durchlaucht an, „das steht für mich schon heute fest: auf uns armen Weiberln bleibt wieder mal die Hauptarbeit sitzen. Mein Sohn meint, mit einer Sammelliste dürfen wir seinem Offizierkorps nicht schon wieder kommen ...“

„Die Herren sind zu arg in Anspruch genommen!“ fiel der Prinz ein.

„Na ja — und was bei so einer einzigen Kollekte herauskommt, das reicht nicht hin noch her.“

„Haben Durchlaucht heut abend nicht mit dem Botschafter gesprochen?“ fragte Marianne.

„Ja. Aber der sagt auch: wenn wir hier oben im Reich nicht gleich den Stamm zu einem wirklichen Kapital zusammenkriegen, dürfen wir der Regierung da unten in Wien gar nicht erst mit Forderungen kommen.“

Die in den Plan noch nicht Eingeweihten rückten noch näher an die Fürstin heran. Die ließ sich in behaglicher Redelaune von ihrem Sohn eine Zigarette anzünden und reichte dann das kleine Silberetui weiter. Marianne machte in ihrer impulsiven Art ein paar Vorschläge, andre Damen mischten sich ein, im Umsehn war die Debatte in lebhaftem Fluß.

Es handelte sich darum, möglichst rasch Gelder für ein Krankenhaus zusammenzubringen, das österreichischen Untertanen, die in der deutschen Reichshauptstadt in Not geraten waren, Aufnahme gewähren sollte. In erster Reihe Wöchnerinnen. Ein Fall krassesten Elends hatte in den letzten Wochen vielfach die Berliner und Wiener Zeitungen beschäftigt: eine junge Wienerin, die erst vor kurzem nach Berlin zugereist war, hatte durch bureaukratische Umständlichkeit und Engherzigkeit mitleiderregendes Ungemach ausstehen müssen, war in ihrem erbärmlichen Zustand von Pontius zu Pilatus geschickt worden und schließlich, da sie der Not in der fremden Großstadt nicht gewachsen war, mitsamt ihrem Kind ins Wasser gegangen. In der Darstellung, die von den Tageszeitungen gegeben ward, mochte viel Reporterübertreibung liegen; Tatsache war, daß das Elend der Ärmsten nicht nur die Herzen ihrer in Berlin lebenden Landsmänninnen, sondern auch weitere Kreise in allen Gesellschaftsschichten gerührt hatte. Bei den warmen Beziehungen, die die Fürstin Graez zu ihrer alten Heimat unterhielt, hatten sich die Blicke der meisten Hilfsbereiten sofort auf sie gelenkt. Ein Lokalblatt hatte auch schon am heutigen Morgen die kurze Notiz gebracht, daß in der Berliner

Hofgesellschaft Verhandlungen für ein größeres Wohltätigkeitsunternehmen im Gange seien. —

„Daß wir rasch ein großes Komitee mit guten Namen zusammenbringen können," sagte die Fürstin, „in dem niemand fehlt, der hineingehört, das ist mir nicht zweifelhaft. Der Prinzessin Leopoldine hab' ich's heut abend auch schon angedroht, daß wir sie fürs Protektorat brauchen. Aber noch viel wichtiger ist das kleine Komitee, der Arbeitsausschuß, in dem wirklich was geschieht."

Die Gräfin Keltinghausen begann aufzuzählen, wer außer den Anwesenden dafür noch in Betracht käme. Es waren meist Mitglieder der Hofgesellschaft. Der einzige Bürgerliche war der Geheime Sanitätsrat Hassebrank. Dem gegenüber fühlte sich die Fürstin Graez schon einigermaßen verpflichtet, da sie seine fachmännische Erfahrung angerufen hatte.

Marianne besaß Übung darin, mehreren Unterhaltungen zu gleicher Zeit zu folgen. Mit größter Spannung heftete sich hinter dem Fächer ihr Blick immer wieder an die Gruppe da drüben, zu der ihr Mann getreten war. Der Kammerherr fixierte sie nun schon seit einer vollen halben Minute, während er mit Frau Stern sprach. Es lag ein stummes Winken in seinem Blick, das immer befehlender ward. Und jetzt biß er die Lippen fest zusammen, und blies die Nüstern auf — ein kurzes Zucken seines Kopfes rief sie bestimmter, als ein lautes Kommando vermocht hätte, an seine Seite. Sie hatte einen inneren Widerstand zu besiegen, erhob sich aber rasch. „Oh, dabei muß uns mein Mann beistehen!" sagte sie lebhaft. „Nicht wahr, Durchlaucht? Ich hole ihn. Ich muß sowieso Frau Stern noch begrüßen. Sie kann uns vielleicht auch noch nützlich sein..." Und weg war sie, mit liebenswürdiger Miene und leicht ausgestreckter Hand auf die Gruppe am andern Tische losgehend.

„Nein, nein, bitte, bleiben Sie lieber —" sagte eine

der Offiziersdamen etwas ängstlich. Aber sie hörte nicht mehr.

„Wie stehen Durchlaucht zu der Frage?" wandte sich die Gräfin Keltinghausen, einen Blick in die Richtung des oberen Saalendes schickend, an die Fürstin Graez.

„Na — allzuviel Sympathieen scheint sich das ‚American Girl' ja grade nicht erworben zu haben," meinte die Durchlaucht und sah lächelnd reihum.

Die wenigsten wollten recht mit der Sprache heraus. Endlich faßte die Gräfin Keltinghausen einen Entschluß. „Offen gestanden — ich finde die ganze Art dieser Mistreß Stern unausstehlich," sagte sie. „Vielleicht ist's angebracht, Fescas zu bitten, daß sie sich dort um keinen Preis engagieren."

„Ein paar Finanzleute brauchen wir," gab der Prinz zu bedenken.

Man mußte die Debatte bald darauf abbrechen, denn die Fürstin Graez entdeckte zu ihrem nicht geringen Schreck, daß es schon elf Uhr vorüber war. Sofort erhob sie sich und gab ihrem Sohn ein Zeichen.

„In den großen Umrissen sind wir ja einig." Sie reichte der Gräfin Keltinghausen die Hand. „Vor meinem Jour besuchen Sie mich noch einmal, liebste Gräfin, nicht wahr? Sie machen mir diesmal doch auch die Freude, Graf Keltinghausen? Und für den Donnerstag fordere ich dann zur endgültigen Aussprache bei einer Tasse Tee auf. Überlegen Sie sich inzwischen was recht Hübsches, setzen Sie sich auch ja noch mit der Gräfin Fesca in Verbindung. Sie hat tausend Beziehungen und immer gute Einfälle ... Nun, mein liebes Fräulein von Tarrach, ich hab' mich herzlich gefreut — grüßen Sie Ihre Frau Schwester von mir, ich will sie jetzt nicht stören da drüben — und ich sehe Sie also auf meinem Jour ..."

Sämtliche Damen und Herren hatten sich erhoben, obwohl die Fürstin dringend bat, sich nicht stören zu lassen. Steffi küßte der Durchlaucht die Hand, ward von dieser aber sofort in die Höhe gezogen und bekam

einen Kuß auf die rechte Wange. Der Prinz war inzwischen zum Grafen Keltinghausen getreten, der mit dem Oberkellner abrechnete und darauf repartierte.

Etwas hilflos sah sich Steffi nach Schwester und Schwager um. Beide standen am Ende des Saales, abseits der Tafel, mit dem Ehepaar Stern beisammen. Gewiß bemerkten sie in ihrem eindringlichen Gespräch gar nicht, daß man hier schon aufbrach. Sie wußte nicht, ob sie einen der jüngeren Offiziere bitten konnte, hinüberzugehen und sie darauf aufmerksam zu machen. Alles umringte jetzt hier die Fürstin, die in ihrer ungezwungenen Art, noch immer plaudernd, langsam sich dem Ausgang zubewegte.

Ein paar Augenblicke stand Steffi ganz allein an der verlassenen Tafel.

Da wandte sich Marianne, die das Geräusch des Aufbrechens wahrnahm, hastig um und übersah die Situation.

Steffi bemerkte einen gezwungenen Zug im Antlitz der Schwester. Auch die Heiterkeit, die ihr Ton verriet, war nicht ganz echt.

„Kommen Sie, liebste Frau Stern," hörte Steffi ihre Schwester sagen, „ich stelle Sie der Durchlaucht vor — sie wird sich aufrichtig freuen . . ."

Sie hatte ihren Arm in den der hellblonden jungen Frau gelegt, um sie mit sich zu ziehen. Offenbar war da ein leichtes Widerstreben zu besiegen. Doch jetzt hielt auch Marianne inne.

„Es wird schon aufgebrochen, schade . . ."

Soeben wandte sich die Fürstin Graez noch einmal um und nickte Marianne freundlich zu. „Ich sehe Sie doch noch vor meinem Jour, liebste Gräfin Fesca?" rief sie hinüber.

„Gewiß, Durchlaucht, gern."

„A rivederla!" Freundlich erwiderte sie auch den Gruß Fescas, der an der Seite des Generalkonsuls den beiden Damen nach der Mitte des Saales gefolgt war.

Noch immer hörte man die Fürstin Graez sich verabschieden. Sie vergaß keinen der Anwesenden; für jeden hatte sie ein paar herzliche Worte. Es war ein festlich bewegtes Bild, all die glänzenden Uniformen und prunkvollen Courroben der Herren und Damen, die sich da am Saalausgang in lebhaft bewegter Gruppe zusammendrängten. In das Lachen und Schwatzen klang die Tanzmusik von dem Hochzeitsfeste herein.

Auf einen stummen Wink von Marianne war Steffi ihr entgegengekommen. Sie ward Frau Ethel Stern vorgestellt; darauf machte ihr deren Gatte seine Verbeugung. Der Generalkonsul war ein hoher Vierziger, etwas in die Breite gegangen, glatzköpfig, mit schwarzem dickem Schnurrbart, Doppelkinn und aufgeworfenen Lippen. Zu seiner materiell wirkenden Erscheinung bildete der kluge Ausdruck seiner großen, wirklich schönen, fast schwarzen Augen einen überraschenden Gegensatz. Frau Ethel Stern wirkte lediglich als Modekupfer mit ihrem puppenartig regelmäßigen Gesicht und der gedrechselten Gelbsternfigur.

„Bei der nächsten Gelegenheit also, meine liebe Frau Stern!" sagte Marianne in ihrem gewinnendsten Tone. „Ich gehe nächster Tage zur Durchlaucht und melde ihr, daß mir's gelungen ist, Sie für die Sache zu interessieren."

„Durchlaucht hat Donnerstag ihren Jour," fiel Graf Fesca ein, „also am besten, du besuchst sie gleich morgen."

„Meine Frau ist sehr überladen mit gesellschaftlichen Verpflichtungen," sagte Stern. Er war zurückhaltend und etwas steif, vermied es auch die ganze Zeit, den Kammerherrn anzusehen. „Ich weiß wirklich nicht, ob ich gestatten soll, daß du noch mehr auf dich nimmst, Ethel."

Marianne hatte die brillantenüberladene Rechte der blonden jungen Frau zwischen ihren Händen behalten und pätschelte sie leicht. „Ich werde dafür Sorge tragen, daß Sie nicht unter der Last zusammenbrechen.

Es gibt ja nicht nur Arbeit, sondern auch viel nette Unterhaltung. Natürlich müssen Sie den Jour der Fürstin mitmachen." Da Steffi, in Erinnerung an die kleine Debatte von vorhin, mit stark verlegener Miene dabeistand, ohne irgendwelchen Anteil zu äußern, zog ihre Schwester sie ins Gespräch. „Denk' nur, Steffi, Frau Stern sagt mir eben, inzwischen hat sich schon in Finanz- und Künstlerkreisen ein Komitee für dasselbe Unternehmen zusammengefunden. Ist das nicht drollig?"

„An der Börse sind heut mittag über zwanzigtausend Mark gezeichnet worden," ließ sich der Generalkonsul mit seiner etwas knarrenden Stimme vernehmen. „Es steht übrigens schon in den Abendblättern."

„Selbstverständlich müssen wir die beiden Unternehmungen unter einen Hut bringen," sagte Marianne. „Durchlaucht wird entzückt sein."

Steffi hätte ihrer Schwester am liebsten einen heimlichen Wink gegeben. Nach der allgemeinen Stimmung, deren Zeuge sie gewesen war, durfte man kaum annehmen, daß der Vorschlag einer Fusion der beiden Parteien auf Gegenliebe stoßen würde. Die Gräfin Keltinghausen schien sogar erklärte Gegnerin.

Soeben waren Keltinghausens an den Tisch zurückgekehrt. Die Gräfin ließ sich von ihrem Gatten den großen indischen Seidenschal umgeben: ein Zeichen, daß sie auch schon an den Aufbruch dachten.

„Einen Augenblick," sagte Marianne freundlich zu Frau Stern und begab sich zur Gräfin zurück — in der Absicht, wenigstens hier die Bekanntschaft ihres neuen Schützlings zu vermitteln. Aber auch dazu kam es nicht mehr. Aalglatt entzog sich das Paar einer Vorstellung. Dabei kleideten sie ihren Abschied in eine geradezu herzliche Form: die Gräfin Keltinghausen behielt Mariannes Rechte, solange sie sprach, in ihren Händen, beteuerte mehrmals, wie reizend es gewesen sei, und verabredete ein Rendezvous für den andern Morgen bei Ihrer Durchlaucht.

Die ganze Gesellschaft war in der Auflösung begriffen. Niemand hatte mehr Platz genommen. Die voneinander Abschied nehmenden Gruppen füllten den Raum bis zur Tür.

Marianne hatte den Arm in den der Gräfin Keltinghausen gelegt und begleitete sie noch in den Vorsaal, wo Garderobefrauen und livrierte Diener damit beschäftigt waren, die Überkleider — meist sehr kostbare Pelze und mit Spitzen besetzte Abendmäntel — herbeizuschaffen.

In dem Gedränge, das im Vorsaal herrschte, tauchte jetzt plötzlich ein Offizier in fremdländischer Uniform auf. Er hatte den Helm unter den Arm genommen und den Paletot geöffnet. Einer der jungen Gardeoffiziere und mehrere Zivilisten gingen ihm entgegen und begrüßten ihn.

„Durchlaucht ist diesen Moment gegangen. Schade. Fünf Minuten früher — und Sie hätten noch alle bei Tisch angetroffen.“

„Baron Odd! Also doch noch!“ — „Wie war's bei den Majestäten?“ — „Wo haben Sie gesessen?“ — „Es waren nur vierundzwanzig Gedecke?“ — „War Majestät bei Laune?“

Der blonde Schwede mußte nach allen Seiten Auskunft geben, tat's aber in sichtlicher Zerstreutheit. Durch die offene Tür blickte er in den Saal.

„Ist Graf Fesca auch schon gegangen?“ unterbrach er sich plötzlich.

„Graf Fesca? — Nein, dort an der zweiten Säule hält er ja neben Fräulein von Tarrach — es sind noch Fremde dabei — sehen Sie, dort!“

„Also komme ich doch noch zurecht!“ sagte er fröhlich. „Ich war schon in Sorge ...“ Und den Herren nur flüchtig zuwinkend, eilte er in den Saal, wie er war, ohne Helm, Säbel und Paletot abzugeben.

„Nein, ist das reizend, Baron Odd! Sie kommen direkt von Majestät?“ Der Kammerherr war ihm mit ausgebreiteten Armen entgegengegangen, ergriff seine

Rechte und führte ihn wie im Triumph mitten in den Saal hinein, um ihn Frau Ethel Stern vorzustellen. Übrigens fand sich der Generalkonsul, der sich inzwischen seinem Tisch zugewandt hatte, auch sogleich wieder ein.

Aber Gunnar Odd hatte für das fremde Ehepaar zunächst nur eine flüchtige Verbeugung. Er begrüßte Steffi mit einer Wärme und Herzlichkeit, als wären sie alte Freunde und hätten sich seit Wochen nicht gesehen. Dabei schlug er einen liebenswürdigen Neckton an, in den sich Steffi auch sofort hineinfand. „Ja, und denken Sie, gnädiges Fräulein, bei der Abendtafel ist auch über Sie gesprochen worden! Wahrhaftig!“

„Die Kaiserin hat mir zweimal zugenickt!“ sagte Steffi stolz.

„Nein, wirklich, hat Majestät den Namen genannt?“ fragte Graf Fesca rasch.

„Das nicht. Einer der Prinzen machte ein Bonmot über den ‚Fall Lengern‘ — da wurde herzlich gelacht, und Ihre Majestät sprach dann von der ‚allerliebsten Novize‘, die der kleinen Gräfin folgte, — die mir all ihre zweiunddreißig wunderhübschen Porzellanzähne gezeigt hat!‘“

Steffi war rot geworden. „Das hat die Kaiserin gesagt? — Schwören Sie!“

„Sonst glauben Sie's nicht, gnädiges Fräulein? — Graf Fesca, bitte, stellen Sie mir ein Leumundszeugnis aus.“

Der Kammerherr kniff ein Auge zusammen. „Bei der Beurteilung von Galanteriewaren? Sehr heikles Geschäft.“

„Also wirst du diplomatisch bloß sagen: nichts Gegenteiliges bekannt!“ Steffi schilderte, noch in der Erinnerung belustigt, den beiden Fremden den komischen Zwischenfall von der Defiliercour und gab dadurch Frau Stern Gelegenheit, anzubringen, daß sie im vorigen Winter auch zu Hofe gegangen war. Im ganzen Saale sah man nach der fröhlichen Gruppe.

Odd beteuerte, wie unglücklich ihn das Mißtrauen

machte. Daß auf ihn sogar unter schwierigsten Umständen Verlaß sei, hätte sein pünktliches Erscheinen doch bewiesen. „Ich bekam keinen Wagen und bin zu Fuß hergekommen. Ja, denken Sie bloß. — Freilich hätte ich nicht geglaubt, daß ich Sie alle schon beim Aufbrechen treffen würde."

Sofort brachte der Generalkonsul die Einladung an, die Herrschaften möchten doch noch an seinem Tische Platz nehmen.

„Meine Frau ist todmüde," sagte Graf Fesca, „sie hat sich sowieso lange gesträubt, mitzukommen." Im locker gefügten Gespräch nahm er dann eine Gelegenheit wahr, Odd in den großen Wohltätigkeitsplan einzuweihen. „Natürlich müssen Sie sich brennend dafür interessieren," sagte er mit parodistischer Wichtigkeit. „Bedenken Sie, die schönsten Frauen dieses Jahrhunderts sind an dem großen Werk beteiligt ..."

„Die schönsten Frauen dieser Sekunde gehen entschieden vor," sagte Odd mit einer Verbeugung gegen die beiden Damen.

„Das genießt man wie ein Schokoladenbonbon — gefüllt mit Rosenlikör. Nicht, gnädige Frau?" Steffi hatte die Lippen gespitzt und verdrehte ein bißchen die Augen.

„Sie ist goldig, die Kleine!" flüsterte Frau Ethel Stern dem Schweden zu, in einer rasch wahrgenommenen Vertraulichkeit, auf die Gunnar Odd aber sofort mit einem lebhaften Kopfnicken einging.

„Ist es nicht traurig," sagte er, „daß dieser so herrlich angebrochene Abend schon zu Ende sein soll?"

„Wir setzen die Debatte darüber morgen bei der gnädigen Frau fort," sagte Fesca. „Was meinen Sie, Baron Odd? Ich bin sicher, Sie dürfen morgen nachmittag mit zum Tee bei Mrs. Ethel Stern erscheinen. Offiziell: um in die Pourparlers einzutreten. Sie haben doch Zeit morgen?"

Frau Stern ließ nun nicht mehr locker. Baron Odd hatte seinen kleinen Kalender nicht bei sich und war

darüber unklar, ob er über den Nachmittag frei verfügen konnte.

„Aber Sie, mein liebes Fräulein von Tarrach," sagte sie bestimmt, „kommen auf alle Fälle. Nicht wahr?"

Fragend sah Steffi ihren Schwager an. „Selbstverständlich," antwortete der Kammerherr statt ihrer. Nun knickste Steffi artig und nahm dankend an.

„Im Grunde hasse ich die großen Komiteesitzungen," gestand der Schwede. „Alle wollen sprechen, niemand will hören — nicht wahr, so ist's doch? Und man ist schließlich müde, ohne gearbeitet zu haben."

„Aber wir werden arbeiten und dann nicht zu müde sein, um noch ein recht vergnügtes Stündchen zusammen zu verplaudern," sagte Graf Fesca. „Frau Ethel Stern ist nämlich eine Meisterin in der Kunst, Gäste zu empfangen."

Von nebenan klang gerade einer der allerneusten Walzer herein — der jüngste „Schlager" — und sofort begegneten sich die Blicke des jungen Paares.

„Es wird getanzt?" fragte der Schwede.

Frau Stern nickte und sagte lächelnd: „U. A. w. g. — und abends wird getanzt."

„Famos. Wir müssen nämlich üben, Fräulein von Tarrach und ich, für den Hofball." Gunnar Odd verneigte sich gegen Steffi und sah sie lockend an.

Und wirklich ließ sich Steffi hinreißen und gab sich ihm für ein paar Walzerumdrehungen in die Arme. Sie verwickelte sich aber sogleich in die Courschleppe und gebot Einhalt.

„Hoffentlich hat's niemand gesehen!" flüsterte sie dann den andern zu, sich nach der Tür umblickend.

Aber die ganze übrige Gesellschaft befand sich schon im Vorsaal. Selbständig wie immer hatte sich auch Frau Marianne ihre Garderobe geben lassen. Sie trat soeben in die Saaltür, fertig zur Abfahrt.

So kam es nur zu kurzem Abschied. Doch geschickt brachte Frau Ethel Stern, als sie einen Händedruck

mit der Gräfin Fesca wechselte, die Verabredung an, die sie mit den dreien inzwischen getroffen.

Marianne verriet mit keinem Wimperzucken ihre Bestürzung darüber. Die Gräfin Keltinghausen hatte sich strikte ablehnend gegen die Hinzuziehung von Frau Stern geäußert. Die Schwierigkeit, die Übereilung ihres Gatten einzurenken, war also nicht gering. Aber in dieser Sekunde glitt sie mit einer flüchtigen Zusage darüber hinweg. Der Schwede, der mit Steffi etwas abseits stand — natürlich flirtend wie stets — ward ihrer erst in letzter Sekunde ansichtig. Überrascht kam er zur Begrüßung und zum Handkuß heran. Marianne quittierte mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln, verließ dann aber den Saal ziemlich rasch. Es war ihr unangenehm, daß sie von den andern in dieser fast familiären Vertraulichkeit mit dem Generalkonsul und dessen Frau gesehen wurde.

Baron Odd bemühte sich draußen um Steffi. Er war in prächtigster Stimmung, und Steffi kam nicht aus dem Lachen heraus. Da sie keinen Platz vor einem der Spiegel fand, mußte er ihr Bescheid sagen, ob ihr Kopfschal richtig umgeschlagen war. Er gab vor, daß dies und das nicht stimmte, und nahm die Gelegenheit wahr, ihr den Schal mit fast zärtlicher Fürsorge umzutun.

Der Diener des Kammerherrn, der in der Ecke des Winks harrte, daß der Wagen vorfahren sollte, wurde hinuntergeschickt. Nach mehrmaligen verbindlichen Abschiedsgrüßen an einige noch zögernde Gruppen trat das Ehepaar den Weg zur Treppe an. Steffi folgte mit dem Baron Odd. Der suchte unterwegs aber einen größeren Abstand von den beiden zu gewinnen, um der allerliebsten jungen Dame um so ungestörter die Cour zu machen.

Marianne hatte die Schleppe fallen lassen. Sie legte ihre Hand in den Arm ihres Gatten.

„Wie denkst du dir jetzt die Sache mit Sterns?“ fragte sie ihn halblaut, kaum die Lippen bewegend, gewissermaßen nur zwischen den Zähnen.

„Natürlich gehen wir morgen hin," gab er kurz zurück.

„Ich sage dir doch: sie ist abgelehnt."

„Und wir werden sie trotzdem durchsetzen. — Weil wir müssen."

„Müssen?!" Sie wollte stehen bleiben, aber er zog sie sofort mit sich weiter.

„Mach kein Aufsehen, Marianne. Ich kann dir hier nicht zwischen Tür und Angel ..."

Kurz brach er ab. Ein paar Schritt gingen sie stumm nebeneinander. Ihr war die Kehle trocken geworden vor Angst und vor Aufregung über seine dunklen Anspielungen. Aber Graf Fesca besaß eine staunenswerte schauspielerische Herrschaft über seinen Ton und seine Miene. Lebhaft, fröhlich, gutgelaunt, als gäbe es nichts auf der Welt, was ihm irgendwelche Sorge bereiten könnte, wandte er sich, in der Vorhalle des Hotels angelangt, nach dem jungen Schweden um.

„Also auf Wiedersehen morgen, Baron Odd. Five o'clock. Sie lernen einen interessanten Kreis kennen."

Gunnar Odd begleitete sie bis an die Coupétür. Steffi gab ihm die Hand, strahlend vor Glückseligkeit über die Erlebnisse dieses Abends. Marianne war vor ihr eingestiegen. Sie vermied es, den Fremden anzusehen, um ihre Unruhe nicht zu verraten.

* * *

Fescas lebten auf großem Fuße. Auch jetzt noch, wo sie die Villa in der Rauchstraße aufgegeben hatten und sich mit einer Etagenwohnung begnügten. Es war allerdings eine Wohnung in einem der teuersten Mietspaläste des neuen Westens, an der Hardenbergstraße. Wagen und Pferde hatten Fescas abgeschafft; er war aber bei einem großen Fuhrbasar abonniert, und es stand ihm tagaus tagein auf seinen telephonischen Anruf ein Coupé zur Verfügung. Auf Hohensaathen, dem Fescaschen Stammgut, das im Norden der Mark an der Grenze der mecklenburgischen Seen und Wälder lag, war der herrschaftliche Betrieb schon vor Jahren

stark eingeschränkt worden. Dabei hatte die kostspielige Restaurierung des Rokokoschlosses seinerzeit ein großes künstlerisches Ereignis gebildet. In allen Kunstzeitschriften waren Abbildungen und Abhandlungen veröffentlicht worden. In Bekanntenkreisen scherzte der Kammerherr oft: „So eine infame Klitsche frißt einen auf! Agrarier spielen ist heutigentags bloß eine mildere Form von Selbstmord!“ Er hatte in den beiden letzten Sommern keine Lust mehr gehabt, nach Hohensaathen überzusiedeln. Marianne war zu Weihnachten vor zwei Jahren zum letztenmal zur Jagd mit dort gewesen. Da hatten das mit so verschwenderischer Pracht restaurierte Rokokoschlößchen und die Wirtschaftsgebäude aber schon ein recht trübes Aussehen; ihr Mann hielt auf Hohensaathen kein Personal mehr und gab für die Unterhaltung nichts aus. Es lohnte sich nicht, sagte er. Die Landwirtschaft war im Laufe der Zeit völlig abgelöst worden: das Ackerland teils verkauft, teils an Hofbesitzer der Umgegend verpachtet. Als Marianne ihre Mutter bewogen hatte, für den bevorstehenden Winter nach Berlin zu ziehen — Steffi sollte bei Hofe vorgestellt und in die Gesellschaft eingeführt werden — war der kostbarste Teil des Mobiliars aus dem Schlosse herübergeholt worden, um die altmodisch gewordene Einrichtung der Exzellenz aufzuputzen.

Marianne war Fescas Frau geworden, als ihr Vater auf dem Gipfel seiner Staatsbeamtenlaufbahn stand. Großes Vermögen war in ihrem Elternhause nicht vorhanden. Fesca hatte sich in dieser Hinsicht in seinen Erwartungen arg getäuscht. Als der Unterstaatssekretär so plötzlich starb, zog seine Witwe mit der noch halbwüchsigen jüngeren Tochter aus der teuren Großstadt fort zu ihrem Onkel von Groeben, der auf seinem Rittergut in Westfalen lebte. Sie vertrat im Hause des alten Herrn die Hausfrau, und Steffi ward wie das Enkelkind gehalten. In den letzten fünf Jahren hatte ihre Einrichtung in den dunkeln Bodenkammern gestanden; als die Möbel an dem sonnenhellen Winter-

tag vom Spediteur in die von der Gräfin Fesca für Mutter und Schwester im Wilmersdorfer Viertel gemietete funkelnagelneue und blitzsaubere Wohnung geschafft wurden, wirkten sie ziemlich „plundrig“, wie Marianne pietätlos bei sich feststellte. Ihr Mann war sehr schnell bereit, die besten Stücke der Hohensaathener Ausstattung, besonders den allerliebsten Rokokosalon, herüberschaffen zu lassen. „Bevor sie der Fuchs holt!“ meinte er mit seinem listig-überlegenen Lächeln. Mit ihrem Kunstsinn und ihrer leichten Hand hatte Marianne unter der Mithilfe eines kleinen Stabes von bewährten Kräften in der neugemieteten Fünfzimmerwohnung der Fasanenstraße ein überaus behagliches Heim für Mutter und Schwester geschaffen. Steffi war selig bei der Ankunft — die Exzellenz gerührt, aber auch ein bißchen erschrocken. Sie hatte sich zwar darein finden müssen, für die Berliner Zeit das kleine Kapital anzugreifen, aber sie gedachte doch so sparsam wie möglich zu wirtschaften. Marianne stellte ihr vor: sie mußten Besuche empfangen, also bildete eine repräsentative Wohnung die unumgänglich nötige Hauptausgabe. „Ein nettes, adrettes Mädel müßt ihr haben zum Türaufmachen und Teeservieren, das ist alles. Wie ihr sonst lebt — ist eure Privatangelegenheit. Hier in Berlin guckt keins dem andern in die Zimmer auf der andern Seite vom Korridor. Große Gesellschaften verlangt man von euch nicht. Und im übrigen seid ihr doch möglichst oft unsere Gäste, will ich hoffen.“

Dazu war es bisher noch wenig gekommen. Fescas lebten in der Wintersaison selbst nicht bei sich, sie waren immerzu ausgebeten. Seitdem der Hofdienst wieder begonnen hatte, gab es Tage, wo sich das Ehepaar nur flüchtig in den paar Minuten der gemeinsamen Wagenfahrt sprach.

Eine innere Gemeinschaft bestand zwischen ihnen nicht — hatte nie bestanden. Fesca war in die blendendschöne Tochter des Unterstaatssekretärs wohl verliebt gewesen, er würde sie aber kaum geheiratet haben,

wenn er den baldigen plötzlichen Tod von Mariannes Vater hätte voraussehen können. In erster Ehe war er mit der Gräfin von Rense verheiratet gewesen, die damals bei dem gefährlichen Hürdensprung auf der ersten Döberitzer Hofjagd in so tragischer Weise ums Leben gekommen war: kaum zwei Schritt weit von Majestät war ihr Fuchs zu Fall gekommen, hatte sich wieder aufgerichtet und die leblos, mit zerschmettertem Schädel im Sattel hängende Reiterin noch einen Kilometer weit hinter sich hergeschleift, bis der Kaiser und sein Gefolge das zitternde Tier eingeholt und gestellt hatten. Bei der Nachlaßordnung hatte sich damals eine gewaltige Schuldenlast herausgestellt; die verwegene kleine Gräfin hatte nicht nur auf dem Rücken des Pferdes ihre Existenz leichtsinnig aufs Spiel gesetzt. Prozesse um die Anerkennung der Zahlungsverbindlichkeit hatten sich noch jahrelang in Fescas zweite Ehe hinübergeschleppt. Von ihrer Hochzeitsreise an war Marianne den Anblick der gerichtlichen Zustellungen an ihren Mann gewohnt. Aufgehört hatten sie nie — in den letzten Wintern aber hatten sie sich wieder bedenklich gehäuft.

Anders als in Zahlungsschwierigkeiten kannte Marianne ihren Mann überhaupt nicht. Er pflegte sie aber mit genialer Leichtigkeit zu überwinden. Immer von neuem wurde ein Loch aufgemacht, um ein andres zuzuschütten. Die Summen, die so in ewiger Bewegung waren, hielten sich auf stattlicher Höhe. Aber so kostspielig das tägliche Leben war, diese Ausgaben kamen kaum in Betracht gegenüber den enormen Spekulationen, in die sich Fesca verwickelt hatte. Er war an mehreren industriellen Unternehmungen beteiligt, saß seit kurzem im Aufsichtsrat einer Bodenkredit-G. m. b. H., die mit großem Gepränge ins Leben gerufen worden war, und bildete den „Tafelaufsatz“ — wie er sich seiner Frau gegenüber ausdrückte — einer neugegründeten sportlichen Vereinigung zur Hebung der Halbblutzucht. Gelegentlichen fetten Einnahmen

aus Tantiemen standen fortlaufende große Ausgaben für fällige Zinsen gegenüber. Marianne war nicht imstande, das hundertfältige Tätigkeitsfeld ihres Mannes zu überschauen; sein Finanzgenie hatte sie noch immer angestaunt. Eine gewisse Beängstigung war erst über sie gekommen, als sie durch Zufall dahinterkam: Otto hasardierte auch. Es gab da eine Zeitlang unerquickliche Szenen zwischen dem Ehepaar. Fesca verbat sich in schärfster Form jeden Versuch seiner Frau, ihn zu überwachen, gar ihn in seinen Finanzierungsgeschäften zu behindern. Er seinerseits verlangte von ihr keinerlei Einschränkung im Haushalt, in ihren Ausgaben für Toilette. Im Gegenteil, er forderte von ihr eine Repräsentation in großem Stile. Sparversuche, zu denen sie gelegentlich ihr Gewissen trieb, nannte er kleinlich, spießbürgerlich und zudem zwecklos; er behauptete, sie bildeten sogar eine direkte Gefahr für seine Spekulationen. Zartfühlend war er nicht. Wiederholt stellte er ihr vor: da sie persönlich keine größeren Mittel besaß, so durfte sie wenigstens seine Kreise nicht stören. Durch die scharfen Auseinandersetzungen über ihre finanzielle Lage war frühzeitig eine Entfremdung zwischen sie getreten.

Ein Schuß Leichtsinn steckte von Haus aus in Mariannes Blut. Sie hatte Geschmack und machte gern Toilette. Sie brauchte die „grand' dame" nicht zu spielen; sie war es. Da ihr jeder Sinn für die Rechenkunst fehlte, so empfand sie die Ausschaltung ihrer Verantwortlichkeit keineswegs drückend oder auch nur kränkend. Sie war jung und liebte das Leben, wie es sich ihr bot. Ihr Geschmack wurde allenthalben bewundert, ihr Kunstsinn gefiel sich in der Entfaltung von vornehmem und gediegenem Luxus. Gern ließ sie sich feiern. An Huldigungen mangelte es ihr nie.

Daß das eheliche Verhältnis der Fescas schlecht war, hatte die Gesellschaft bald gemerkt. Die Herren, die sich von Marianne vor ihren Triumphwagen

spannen ließen, wußten vom Grafen Fesca allerlei Skandalgeschichten. In den diskreten Kreisen der Gesellschaft, in denen sich Marianne bewegte, ward davon freilich kaum gemunkelt. Aber eines Tages kam es doch zu einem unliebsamen Aufsehen: ein Montagsblatt veröffentlichte einen Brandartikel über einen Spielerskandal in einem fashionablen Mecklenburger Bade, in den allerlei Berliner Finanzgrößen, Sportleute und hochangesehene Herren vom preußischen Hofe verwickelt waren. Im Pavillon des Tontaubenschießstandes hatte sich dort an die sportlichen Wettkämpfe ziemlich regelmäßig ein wildes Hasardieren angeschlossen. Ein junger Berliner Bankierssohn, der seinen Verpflichtungen nicht hatte nachkommen können, war das Opfer gewesen; er hatte sich in einer mondhellen Mainacht das Leben genommen, mitten im Kreise der wieder um den Spieltisch versammelten Gesellschaft. Auch der Name des Kammerherrn Grafen Fesca war in diese Angelegenheit verwickelt. Anonym ward Marianne das Zeitungsblatt mit dem Skandalartikel zugeschickt. Ihr Mann lachte darüber; er leugnete ihr gegenüber auch keinen Augenblick. Aber noch an demselben Abend erschien in mehreren Blättern eine Erklärung, die in seinem Namen und im Namen von noch einigen anderen Kavalieren durch einen Rechtsanwalt abgegeben ward: daß die Hineinziehung ihrer Personen in die betrübliche Angelegenheit jeder Berechtigung entbehrte, und daß sie die erforderlichen Schritte getan hätten, um den Verbreiter des Gerüchts gerichtlich zu belangen. Darauf war die Sache begraben: von einem Austrag vor Gericht verlautete nichts mehr, und auch das bloßgestellte Zeitungsblatt kam auf den Skandal nicht mehr zurück. Marianne erfuhr nur: man hatte sich geeinigt. Wie und durch welche Opfer, darüber schwieg Otto. Er konnte geradezu brutal werden, wenn es ihm nicht paßte, Auskunft zu geben.

Der Gräfin Fesca hatte die recht nichtswürdig abgefaßte Notiz auch noch über andere Beziehungen ihres

Mannes Klarheit gegeben, als über seine Zugehörigkeit zu dem Spielklub. Bei der gerade damals erfolgenden Übersiedlung aus der Tiergartenvilla in die prunkvolle Etagenwohnung des Mietspalastes am Charlottenburger Knie setzte sie die Trennung der Schlafzimmer durch. Fesca ließ sich's gefallen. Kaum ein Wort verlor er darüber. Es war die einzige Zeit ihrer Ehe, in der Marianne ihren Gatten kleinmütig sah. Das entsprang aber nicht etwa einer Regung von Reue seiner Frau gegenüber. Fesca fürchtete vielmehr, daß der Zeitungskandal, trotzdem er rasch erstickt worden war, doch „nach oben“ durchsickern könnte. Wenn man in maßgebenden Kreisen der dort angezeigten Spur folgte, so stieß man auf wunde Stellen, die er nur durch seine glänzende Geschicklichkeit vertuscht hatte. Er lauschte gespannt — er hörte ja das Gras wachsen — er sondierte diplomatisch da und dort. Alles still; noch deckte ihn die Unantastbarkeit seines Namens und seines höfischen Amts — vor allem seine persönliche Beliebtheit an hoher Stelle. Nach einem endlosen Sommer, den er von seiner Frau getrennt verlebte — Marianne hatte Mutter und Schwester als ihre Gäste nach St. Moritz mitgenommen —, konnte er endlich beruhigt aufatmen: er wurde zur Teilnahme an einer der Septemberjagden befohlen. Der Kreis war klein, die Huld die alte. Noch nie hatte er durch witzige Einfälle und bestrickende Liebenswürdigkeit so exzelliert wie in diesen Tagen. Als er zum Beginn der Wintersaison nach Berlin zurückkehrte, war er wieder durchaus Herr der Situation.

Von Eifersucht war Fesca frei; sein Blut geriet nicht in Wallung, als er gelegentlich von den großen Triumphen hörte, die seine Frau in St. Moritz gefeiert hatte. Er hatte sich daran gewöhnt, sie gewissermaßen nur als Aushängeschild seiner einflußreichen Stellung anzusehen. Wenn er selbst in eine bedrohlich schiefe Lage geriet, so riß ihn die großartige Selbstverständlichkeit, mit der Marianne ihre Position hielt, aus jeder

Klemme. Zum Beispiel hatte bei der Finanzierung der sportlichen Vereinigung zur Hebung der Halbblutzucht Mariannes Auftreten geradezu Wunder gewirkt. Graf Fesca hatte mit einem größeren Kreis von aristokratischen und bürgerlichen Interessenten, die lediglich die Sache selbst lockte, die in Betracht kommenden Geldgeber zu einem Diner geladen. Einer von ihnen, Herr von Terzaghi-Forgatsch, ein ungarischer Magnatensohn, von dessen Mitwirkung das Zustandekommen der Gründung in erster Reihe abhing, führte die blendend schöne Frau des Gastgebers. Marianne war sich ihrer weiblichen Machtmittel stets bewußt. Ein Diner, während dessen sich ihr Tischnachbar nicht in sie verliebte, war für sie ein verlorener Abend. Sie ahnte indessen nicht, daß ihr Augenaufschlag, das ganze Arsenal ihrer Kunst, unwiderstehlich zu sein, in diesen paar Stunden ihrem Mann eine fast schon verlorene Schlacht gewann. Beim Mokka zeichnete der bis über die Ohren verliebte junge Millionär die Summe, die das Unternehmen des Grafen Fesca lebensfähig machte.

Marianne machte sich nichts aus dem Urteil ihres Mannes. Aber es verletzte sie doch, daß er sich die gar zu stürmisch werdenden Huldigungen der andern nicht verbat, daß er nicht hoheitsvoll dazwischenfuhr. Noch nie hatte sie sich so weit hinreißen lassen, wie an diesem Abend. Nun erwartete sie, daß er ihr eine „Szene“ machen würde. Aber nichts dergleichen erfolgte. Die Gäste waren gegangen. Sie blieb noch ein Viertelstündchen im Rauchzimmer sitzen, ihre letzte Zigarette zu Ende rauchend. Fesca war aufgeräumt, plauderte lebhaft darauf los, kümmerte sich sogar in der burschikos-jovialen Form, die er ihr gegenüber angenommen hatte, um ihre Toilettensorgen, gab ihr die Adresse einer neu nach Berlin gekommenen Französin, die eine hervorragende Spezialistin für Dessous und Blusen war — woher er die Adresse hatte, wußte er nicht mehr — und äußerte sich mehrmals in Ausdrücken

der Begeisterung über die großzügige Art und die vollendete Noblesse dieses ungarischen Magnaten.

Wie einen Stich empfand es da Marianne: er grollte ihr nicht — er war ihr dankbar!

Ganz allmählich hatte sich Marianne daran gewöhnt, daß sie auf Schritt und Tritt Komödie spielen mußte. Es erschien ihr jetzt selbstverständlich, sobald sie sich in Toilette befand, um in Gesellschaft zu gehen. Aber im Negligee, in der Einsamkeit ihrer Nächte, fühlte sie sich oft trostlos traurig. Die Erinnerung an das letzte längere Zusammensein mit Mutter und Schwester wirkte in ihr nach. Die klare, erfrischende Bergluft, die sie in den paar herrlichen Sommerwochen in der Alpenwelt da droben eingeatmet hatte, verglich sie mit der gesunden, wenn auch vielleicht etwas kleinbürgerlich und altmodisch gewordenen Atmosphäre, die die beiden umgab. Immer größer, immer inniger ward ihre Sehnsucht, sie wiederzusehen. So entstand der Plan bei ihr, wenigstens Steffi für einen oder zwei Winter nach Berlin zu holen. Aber die Vorstellung, das blutjunge Ding mit den großen, staunenden „Provinzaugen“ hier in ihrer Häuslichkeit zu haben, besaß doch etwas Unbehagliches für sie. So blieb nur der Ausweg offen, daß sie Mama bestimmte, hier eine kleine Wohnung zu nehmen und für die Hauptsaison überzusiedeln. Natürlich würde sich Steffi verloben — dafür wollte sie schon sorgen — und gelang es diesen Winter nicht, so doch gewiß den nächsten. Aber alles, was sie angriff, vergrößerte und verteuerte sich unter ihren Händen. So war es stets — ihr Geschmack hatte sich zu sehr verfeinert. Die Fünfzimmerwohnung in der Fasanenstraße stellte sich also durchaus nicht als das zuerst geplante billige Absteigequartier dar — durch die Prachtstücke aus Schloß Hohensaathen und die sorgfältige Ausstattung der ganzen Etage war wirklich Stil in die Sache gekommen. Von den bedeutenden Kosten hatte die bescheidene Exzellenz natürlich keine Ahnung. Die Rechnungen übernahm Marianne auf ihr Konto.

Sie hatte sich die Skrupel, Schulden zu machen, längst abgewöhnt. Wenn sie nun „auf einen Husch" zu Mutter und Schwester kam, so fühlte sie sich dort wie geborgen. Eine gewisse Weichheit konnte in ihr aufkommen, wenn sie so bei den beiden prächtigen Menschen saß. In einem versteckten Winkel ihres Herzens beneidete sie sie vielleicht um ihre köstliche Unberührtheit, um ihre Weltunkenntnis und ihre allumfassende Menschenliebe. Und doch wieder schmeichelte ihr die rückhaltlose, an Anbetung streifende Bewunderung, die das allerliebste frische Provinzmädel ihr entgegenbrachte, schmeichelte ihr die strahlende, leicht gerührte Sicherheit ihrer Mutter über das große Glück ihrer Erstgeborenen, die so viel, so viel erreicht hatte.

Die großartige gesellschaftliche und diplomatische Veranlagung ihres Mannes, seine geniale Leichtigkeit, sein Talent, unerschüttert über Wasser zu bleiben, ob auch hundert andre in seiner Lage Schiffbruch erlitten hätten, mußte auch Marianne bewundernd anerkennen.

Um so verblüffender wirkte auf sie am Abend der Großen Defiliercour die unsichere Haltung Ottos dem Ehepaar Stern gegenüber.

Was war geschehen?

Marianne wußte, daß ihr Mann Geldgeschäfte mit dem Generalkonsul hatte; Stern besaß Hypotheken auf Hohensaathen. Aber es war sonst niemals Ottos Art gewesen, Leute, die Forderungen an ihn hatten, besonders rücksichtsvoll zu behandeln. Im Gegenteil. Gerade sein großartiges Darüberhinweggleiten, sein lässiges Selbstbewußtsein, sein herablassendes Lächeln machte Eindruck.

Solange Steffi dabei war, ließ sich über die leidige Geschichte nicht sprechen. Steffi schwebte auf der Heimfahrt im siebenten Himmel. Überströmend von Dankbarkeit verabschiedete sie sich im Wagen von der Schwester. Der Kammerherr begleitete sie bis an die Haustür.

Auf der Weiterfahrt wartete Marianne zunächst ver-

geblich darauf, daß ihr Mann das Thema aufnahm. Er war abgespannt, lehnte sich in die Ecke des Coupés und gähnte ungeniert. Dazwischen sprach er in seinem burschikos-überlegenen Ton, den er ihr gegenüber anschlug — gewissermaßen im Negligee —, über den Baron Odd. „Teufel noch eins, ja, das wäre ein Glücksfall ohnegleichen für die Kleine," sagte er, „wenn die sich den Schweden bändigte. Odd macht den ganzen Hofzauber und Diplomatenschwindel ja bloß zum Amüsement für ein, zwei Jahre mit. Er hat's partout nicht nötig. Ist Besitzer von Eisenhütten am Südrand des Wettersees. Kapitaler Kerl erster Güte. Lüning, der ihn von Stockholm her kennt, meint, da drüben machen die Weiber schon seit acht Jahren Jagd auf ihn. Alle Weiber: jung, jünger, älter und Mittelalter. Hübscher Kerl ist er obendrein. Braucht also nur zuzugreifen. Aber vor Standesamt und Traualtar hätte er eine geradezu krankhafte Scheu. Sagt Lüning. Na, wir werden ja sehn. Ich hab' das Meinige getan — nun tu du das übrige."

Sie merkte, daß er ihr auswich. In gleichgültigem Ton begann sie ihm zu erwidern. Ein paar Galanterieen legte sie nicht so große Bedeutung bei. Vor allem wollte sie nicht, daß auch Steffi sich etwa gleich himmelblaue Romane ausdachte. Und da mußte sie ihm sagen: geschickter hätte sie's denn doch gefunden, bei nächster Gelegenheit dem jungen Schweden einen Besuch hier oder im Hause ihrer Mutter nahezulegen. Sie hielt es für einen recht unglücklichen Einfall ihres Mannes, daß er die nächste Begegnung der jungen Leute in den Salon dieser „impertinent blonden" Mrs. Ethel Stern verlegt hatte.

Nun war sie mit einem Sprung dicht am Thema — aber gerade da mußte das Gespräch abgebrochen werden. Man war zu Hause angelangt.

Die Jungfer saß wie immer auf ihre Herrin wartend in der Diele bei einem Journal. Marianne begab sich sofort in ihr Schlafzimmer, ließ sich beim Ablegen der

Courrobe helfen und schickte das Mädchen dann sogleich schlafen. Sie war im Begriff, ein Negligee überzuwerfen, um ihren Mann im Rauchzimmer aufzusuchen, wo er vor dem Schlafengehen noch einen Whisky mit Soda zu nehmen pflegte, als sich die Tür öffnete und er selber bei ihr eintrat.

Er steckte die Hände in die Hosentaschen und fragte mit einer kurzen Kopfbewegung nach der Korridortür: „Mile schon draußen?"

„Ja. Eben wollte ich hinüberkommen."

Sie gefiel ihm immer wieder, wenn er sie so im Negligee sah. Ihre Formen waren jetzt wundervoll entwickelt. Freilich: noch ein klein wenig Rundung der Schultern oder Fülle der Hüften mehr, und sie verlor den mädchenhaften Reiz, den sie noch immer besaß. Sein taxierender Blick ärgerte sie, er sah's an dem trotzigen Heben ihres Kinns. Sofort ließ er das Monokel fallen. Aber er war doch ein paar Sekunden lang zerstreut.

„Hm. Diese vertrackte Geschichte mit Sterns ... Es ist ihr also mächtig in die Nase gefahren, der Mrs. Ethel, daß sie nicht zu Hofe gekommen ist. Auf dem Oberhofmarschallamt ist hin und her gesprochen worden — na, ich hab' dir ja erzählt, oder nicht? — aber allzusehr mich ins Zeug zu legen, paßte mir auch nicht. Und nun die Folge: Mr. Stern streikt."

Sie hatte sich vor ihren Spiegel gesetzt und ordnete ihr Haar. Im Glas beobachtete sie ihn aber. Er sah jetzt furchtbar alt und verlebt aus. Den Kopf etwas vornübergeneigt, durchmaß er zögernd die Länge des Zimmers von der Tür bis zum Fenster und kehrte immer wieder um. Bei jedem Schritt setzte er den Fuß genau in ein Parkettstück, ohne mit seinem eleganten Lackschuh eine der Ritzen zu bedecken. Das Spiel schien ihm so wichtig, daß er in seiner Rede mehrmals innehielt, auch sich wiederholte, um nur ja nicht daneben zu treten. Es machte sie nervös. Immer heftiger bearbeitete sie ihr volles Haar mit der Bürste.

„Also handelt sich's um eine Hypothek? Das ist alles?" fragte sie ungeduldig.

„Hypothek kommt nicht mehr in Betracht. Nee, darüber sind wir ja hinaus."

„Ja — was soll's denn sonst mit ihm?"

„Abknöpfen will er mir die Klitsche."

Nun fuhr sie herum, mitten in der Arbeit innehaltend. „Hohensaathen?"

„Eben."

„Hör mal, das wäre ja ... Ich begreife nicht, wie du das so gelassen hersagst ... Hohensaathen, das einzige, was noch etwas bedeutet. Wenigstens so in den Augen der Leute. Man wüßte ja gar nicht, wie man das erklären sollte."

Er lachte kurz und trocken auf. „Denkst du, irgend jemand braucht da eine Erklärung?"

„Ja — aber ... Fürchtest du dich denn nicht? Das wäre doch geradezu ... eine débâcle?!"

„Wär's. Allerdings." Er blieb nun am Fenster stehen, halb ihr zugewandt, die Hände noch immer in den Taschen, den Kopf gesenkt, scheinbar seine ganze Aufmerksamkeit dem Muster der Parkettstücke zuwendend.

„Du hast schon im Ernst verhandelt?"

„Was ist da zu verhandeln? Die letzten beiden Hypotheken waren doch schon um vierzig Mille über den Kaufwert. Nun setzt er sich plötzlich auf die Hinterbeine. Kündigt. Vorgestern waren sie drüben und haben sich überall umgesehen. Frensdorff schrieb schon: große Enttäuschung, daß so viel Möbel weggeschleppt sind. Na, und 'ne Menge dummer Bemerkungen. — Sie hatten den Purgstaller mit."

„Purgstaller? Das ist der junge Architekt, der — der damals ..."

Fast schroff fiel er ein: „Na ja, der Münchener. Mein Himmel, du weißt doch."

Sofort war sie im Bilde. Von allen geschäftlichen Verdrießlichkeiten, die sie je erlebt hatte, war die Sache

mit dem jungen Künstler die verdrießlichste. Purgstaller hatte die Restaurierung des Hohensaathener Rokokoschlößchens besorgt. Es war ihm freie Verfügung in jeder Hinsicht gelassen worden. Der junge Mann hatte es als sein Meisterstück angesehen, das vor einem halben Jahrhundert elend verbaute Schlößchen wieder stilrein hinzustellen. Im Vertrauen auf Fescas Stellung, seinen Reichtum, seine mündlichen Zusicherungen und die Verabredungen mit der Gräfin hatte er die Verträge mit den verschiedenen Lieferanten, Firmen und Ateliers im eigenen Namen abgeschlossen. Fescas weilten damals in Ägypten. Bei der Rechnungslegung hatte sich dann ein ungeheures „Mißverständnis“ ergeben. Fesca beschuldigte den jungen Architekten, der nur echtes Material verwendet hatte, in einer Art Größenwahn gehandelt zu haben. Er weigerte sich zu zahlen. Ein langwieriger Prozeß entspann sich. Purgstaller wurde von den klagenden Firmen bis zur Manifestation getrieben. Aber künstlerisch bedeutete die Arbeit für Purgstaller den Eilmarsch zu weithinhallendem Ruhm. Sein Werk ward in Fachblättern eine Meisterleistung ersten Ranges genannt, und auch im Publikum merkte man sich den Namen Joseph Purgstaller.

Marianne hatte die Bürste hingelegt und band ihr Haar locker zusammen. Ihre Finger waren vor Erregung so ungeschickt geworden, daß sie ungeduldig mit dem Fuß aufklappte. „Wie stehst du jetzt eigentlich mit dem jungen Menschen?“ fragte sie, die Brauen zusammenziehend. „Ich denke, ihr habt längst eine Einigung erzielt.“

„So lila. Er hat dem Mr. Stern natürlich Mordsgeschichten erzählt von damals. Und nun vollends ein mächtiges Hallo über Kunstbarbarei und so. Weil du die paar Sachen nach der Fasanenstraße geschickt hast.“

„Aber das ist doch lächerlich. In der abscheulich dumpfen Luft dort — es wird ja nicht mehr gelüftet — da kommt alles um — man hätte auch die Gobelins

herunternehmen sollen ... Der Sekretär von Lepke sagte es auch ... Weshalb lächelst du so eigentümlich?"

„Mir ist es natürlich egal, wo die Sachen stehen. Aber Mr. Stern und seine Sachverständigen, die drehen die Chose anders. Als ob man noch schleunigst hätte retten wollen, was zu retten ist. Ruhig doch, rege dich nicht auf, das hat ja gar keinen Zweck. — Tatsache ist: Mr. Stern will zum nächsten Termin alles Geld aufkündigen. Gerade hatte ich ihn noch einmal bewogen, mir gefällig zu sein. Er war auch schon im Begriff, darauf einzugehen. Da packt nun seine Frau der Ehrgeiz. Ein blödsinniges Zusammentreffen ... Wenn Stern den Strick zusammendreht, dann bin ich die Klitsche mit Grazie los. Damit fällt dann verschiedenes in den Wurschtkessel. Hm. Es ist fatal. Höchst fatal. Ganz infam fatal."

Sie erhob sich heftig. Sein auch jetzt noch durchgehaltenes Spiel mit der Abzirkelung seiner Schritte war ihr unerträglich geworden. „Bleib um Himmels willen endlich stehn — das bringt mich zur Verzweiflung!"

Er gehorchte. Spöttisch lächelnd zog er sein seidenes Taschentuch und rieb sein Monokel, das er dann wieder vors rechte Auge klemmte. „Du bist überhaupt merkwürdig nervös geworden, Marianne. Es fiel mir schon bei Adlon unangenehm auf. Einen Vorteil haben wir davon nicht. — Und schließlich deine Schwester auch nicht," setzte er kühl hinzu.

„Vorteil, Vorteil." Sie kramte auf ihrem Toilettentisch herum. „Wenn die Sache schon so schlimm steht ... Ich hätte Mama und Steffi doch nicht kommen lassen ... Sagst du dir denn das nicht selbst?"

„Noch vor acht Tagen war die Situation ganz anders. Das wechselt eben. Vorwürfe verbitte ich mir übrigens. Schließlich habe ich den Mammon doch nicht allein verbraucht."

Sie maß ihn streng, fast verächtlich. „Aber verloren hast du wieder!"

„Das auch. Gewiß. Es hätte auch umgekehrt kommen können. Und dann hätte man den albernen Mr. Stern nicht gebraucht."

„Du hättest mir schon vor Jahr und Tag reinen Wein einschenken können. Ich hab' dich oft genug gefragt."

Er zuckte die Achsel. „Hätte dir an einer Antwort wirklich so viel gelegen, liebe Marianne, dann hättest du sie haben können. Aber bloß ängstliche Grimassen schneiden — das hätte uns absolut nichts genutzt. Und weil ich mir darüber klar war, schwieg ich."

„Daß es so schlimm stand, so schlimm, davon hatt' ich doch keine Ahnung. Da ist man ja diesen Leuten — geradezu preisgegeben."

„Tja. Das ist man." Er setzte sich auf das kleine Sofa und bearbeitete sein Monokel wieder mit dem Taschentuch.

„Du hast sonst — gar keine Hilfsmittel?"

„Momentan nicht." Er gähnte.

„Ja — und wie denkst du dir also die Zukunft?"

„Rosig natürlich. Wie sonst?" Er gähnte abermals.

„Du mußt dir doch irgend einen Plan gemacht haben? Wie? Worauf hoffst du denn?"

„Ach — es schwimmt ja noch verschiedenes. Terzaghi-Forgatsch ist ja auch noch da. Sonst noch allerhand. Aber das geht natürlich alles in die Binsen, wenn's der infame Stern zum Kladderadatsch treibt."

Ihr zitterten alle Nerven. Sie begriff nicht, daß er so lässig, fast gelangweilt da in der Sofaecke lehnen konnte. „Dann heißt das also: wir sind gerade so weit wie vor drei Jahren die unglücklichen Algensteins? Ja, ist es so? Wo sie ihre Juwelen verkaufen mußte und er schließlich ... Du mein Himmel!"

„Algensteins hatten wenigstens noch Juwelen zu verkaufen. Echte Steine und so was Gutes. Damit hapert's bei uns."

Groß sah sie ihn an. „Was ist das nun wieder? Das Diadem ... Du sagtest damals, die Steine

hätten einen Wert von ..." Mit zitternden Fingern griff sie in das blausamtne Etui, in das sie ihren kostbaren Brillantschmuck gelegt hatte, ihr Diadem, das sie auf den großen Hoffestlichkeiten trug.

„Die Steine — sind natürlich längst ersetzt," sagte er gelassen.

„Otto! ... Ersetzt?! Das heißt ... Wer hat das getan?!"

„Frédumar père, Bruxelles."

„Du —! O du!"

Sie war ganz weiß geworden. Und dann jagte ihr sofort eine Blutwelle durch die Schläfen. Lange musterte sie ihn. Darauf starrte sie wieder auf die Steine, die im mehrfach gebrochenen Reflex der Lichter täuschend glitzerten. Mit einem heftigen Ruck klappte sie das Etui zu. Sie schämte sich.

„Ist das häßlich! Oh, ist das häßlich! Heimlich! Wie — wie ... Ohne mir etwas zu sagen!"

„Ich sage dir's ja jetzt, Marianne."

„Aber inzwischen hab' ich's getragen. Falsche Steine! Also seit Brüssel damals ... Wo du in Spa warst."

„Ganz richtig. Aber ich möchte dir den Vorschlag machen, daß wir uns darüber lieber ein andermal unterhalten. Ja? Ich bin nämlich grenzenlos müde und will schlafen. Es handelt sich jetzt bloß um einen Entschluß für morgen."

„Ich habe mich ja schon an vieles gewöhnt. An vieles. Aber das ist nun doch der Höhepunkt. Solche Eskamotagen!"

Zornig stampfte er auf. „Laß die albernen Worte. Ich halte dir keine Predigten — also sei so gut und erspare sie mir auch. Mit Zanken kommen wir nicht vorwärts."

Sie zog fröstelnd ihr Negligee zusammen. „Also, bitte. Sprich. Um was für einen Entschluß handelt sich's?"

„Du mußt die Damen dazu bringen, daß sie Frau Stern ins Komitee hineinlassen."

„Unmöglich."

„Tja — wie du's anstellst, das ist deine Sache. Ich bearbeite den kleinen Graez. Versöhnen müssen wir die Leute. Du weißt nun, was davon abhängt." Er erhob sich und faßte mit beiden Händen nach den Schläfen. „Einen unerträglichen Kopfschmerz hab' ich. Bißchen Rücksicht könntest du schon nehmen. Es ist doch schließlich auch dein Interesse, zum Geier. Du würdest dich schön bedanken ... Erinnerst dich wohl, wie's der armen Algenstein damals gegangen ist ... Stell dir doch vor, was so ein Sprung ins Dunkle bedeutet. Tolstoi-Wahnsinn und so ein Unfug. Du wärst mir schon danach angelegt, in Barchent zu gehen ... Nee, nee, mein Kind, gib dir mal ein klein wenig Mühe. In ein paar Tagen kann alles wieder im Lot sein. Ein Übergang. Mein Himmel ... Ah, ich sinke um vor Müdigkeit."

Er ging.

Sie starrte noch eine Weile ganz verstört zu Boden. Dann lief sie ein paar Schritt weit auf die Tür zu, als wollte sie ihm nach. Aber schlaff blieb sie mitten im Zimmer stehen und hüllte sich fester in ihr Negligee ein. Es fror sie.

* * *

Es begann zu dunkeln, als Graf Fesca in der Brückenallee dem Coupé entstieg. Das Haus des Generalkonsuls war eines der ältesten in der schönen, breiten Villenstraße am nördlichen Rand des Tiergartens, das einzige, dessen Erdgeschoß keine Läden aufwies. Durch den Vorgarten führte im Halbbogen eine Zufahrt. Die beiden schmiedeeisernen Tore standen noch nicht auf, da die Gäste erst um fünf Uhr erwartet wurden. Aber sämtliche nach der Straße mündenden Fenster der oberen Etage, die Sterns bewohnten, waren schon hell erleuchtet.

Fesca sah nach der Uhr und gab dem Kutscher Weisung. „In zwanzig Minuten Fräulein von Tarrach

in der Fasanenstraße abholen, bei der Wohnung vorfahren und der Gräfin melden. Abholen von hier wird telephonisch bestellt."

Der Kutscher hielt den Zylinder handbreit über dem Kopf, solange der Kammerherr sprach, und wiederholte den Befehl, ganz militärisch.

Mit flüchtigem Nicken wandte sich Fesca dem Hause zu.

In der oberen Etage öffnete sich in der Sekunde, da er den mit dicken Teppichen belegten Vorplatz erreichte, die Tür. Ein junges Mädchen im knappen schwarzen Kleid und englischen schwarzen Häubchen versah den Dienst im Entree.

Fesca hatte ein gönnerhaftes Lächeln für das hübsche Ding. Er trat nicht ein, sondern sagte, den Fuß schon wieder auf der nächsten Stufe: „Professor doch noch oben, wie? Gut, gut. — Wenn die Gräfin kommen sollte, solange ich noch bei ihm oben bin, so benachrichtigen Sie mich. Nicht vergessen, Kind."

Er war sehr flott und aufgeräumt und nahm die letzte Treppe mit jugendlicher Elastizität.

Das mächtige Dachgeschoß war zu großen, hellen Ateliers ausgebaut. Hier befand sich die Arbeitsstätte des Porträtmalers Golter. Seine Wohnung hatte er in Moabit. Der Generalkonsul hatte ihm die Prachträume ganz nach seinen Wünschen herrichten lassen, nahm aber eine lächerlich geringe Miete von ihm. Die Zimmer auf der Hofseite, die über den Schlafzimmern von Herrn und Frau Stern lagen, dienten nur der Ablage von Koffern, Kisten und Kartons. Überwohner zu haben, war dem Ehepaar unerträglich. Professor Golter verließ sein Reich abends; die Etage blieb die Nacht über unbetreten; auch der Atelierdiener und die Portiersfrau, der die Reinigung der Räume oblag, durften sich erst zu später Morgenstunde oben einstellen. Golter selbst, ein Nachtvogel, begab sich selten vor elf oder zwölf Uhr an die Arbeit. So still das Dachgeschoß von Dämmerung zu Dämmerung dalag: in den hellen

Tagesstunden glich Golters Atelier einem Taubenschlag. Er war einer der gesuchtesten Porträtisten. Sein Ansehen als Hofmaler hatte ihm auch in Finanzkreisen großen Zuspruch verschafft. Bei den hohen Preisen, die er fordern durfte, wäre es ihm ein leichtes gewesen, Reichtümer zu sammeln, hätte er all die Aufträge, die sich ihm boten, angenommen. Sein ausgedehnter gesellschaftlicher Verkehr gestattete ihm aber keine emsige Tätigkeit an der Staffelei. Er war „Schnittlauch auf allen Suppen“. Nicht nur, daß er Tag für Tag den ganzen Winter hindurch allen möglichen Einladungen zu Diners, Soupers, Bällen, Jours nachkam: er war auch einer der beliebtesten Arrangeure von künstlerischen Festen. Ermüdung, Verstimmung, Unlust kannte man bei ihm nicht, wenn sich's darum handelte, eine neue Idee für eine Gasterei in großem Stil, für ein Wohltätigkeitsunternehmen auszuhecken. Unvergessen war das Fest der Rheinländer vom vorigen Fasching; die Gäste hatten sich an Bord eines Rheindampfers versetzt geglaubt. Wer den starkknochigen, lang aufgeschossenen Mann mit dem kurzen weißen Haar, dem schwarzgefärbten Schnurrbart und den vergnügten Kinderaugen bei solcher Arbeit sah, mußte seine helle Freude an seinem flotten Draufgängertum haben. Der ganze Mann war Nerv und Temperament. Darin war sich alle Welt einig, daß seine Kunst unter seinen Geselligkeitspflichten litt. Er fühlte es vielleicht selbst, denn die ganze Bildnismalerei befriedigte ihn nicht mehr recht. Neuerdings hatte seine Malweise eine glatte, ziemlich theatralische Manier angenommen. Aber noch galt es in Berlin W für schick, von ihm gemalt zu werden.

Prinz Graez saß dem Professor heute nachmittag. Fesca wußte das von Marianne, die am Vormittag bei der Fürstin gewesen war. Er hatte auf die Nachricht hin mit Golter eine längere Unterredung am Telephon gehabt — eine noch längere mit Frau Ethel Stern — und als er nun die oberste Treppe im Hause

des Generalkonsuls emporstieg, brachte er einen in allen Teilen wohlüberlegten Feldzugsplan mit.

Die Sitzung war mit dem schwindenden Tageslicht beendet worden, aber Golter hatte den jungen Rittmeister noch mit seinen drolligen Erzählungen, die ihn immer so köstlich amüsierten, festzuhalten gewußt. Als Fesca in den Korridor trat, hörte er das helle Lachen des Prinzen.

„Durchlaucht! Welch reizende Überraschung!“ rief der Kammerherr und eilte auf den schlanken jungen Offizier zu, ihm die Hand schüttelnd. Und er erklärte: „Zufällig hab' ich hier im Haus zu tun, Pflichtbesuch — da mußt' ich doch auch meinem alten Freunde, dem Professor, endlich mal wieder guten Tag sagen. — Nicht, Professorchen?“

„Der Professor hat mir da ein paar Modellgeschichten erzählt — ich hab' mich halbtot gelacht!“ Der Prinz wischte sich die Augen und lehnte sich, noch ziemlich erschöpft, zurück. „Wenn man sich nur all den köstlichen Blödsinn merken könnte — das reicht ja für sieben Biwaks aus!“

„Ja, er ist ein komplettes Genie, der Professor.“ Fesca klopfte den ihn um Hauptes länge überragenden Künstler, der ihm sofort geschäftig die Zigarrenkiste zureichte, auf die Schulter. „Wissen Sie, Liebster, ich dachte mir schon oft: Sie müßten Majestät einmal an Bord der ‚Hohenzollern‘ begleiten. — Was meinen Sie, Durchlaucht?“

„Famose Idee!“ rief der Rittmeister. „Aber ganz famose Idee! — Würde Ihnen das nicht auch Spaß machen, Professor?“

Golter hatte überrascht aufgehorcht; er zog nun nachdenklich an seiner riesigen Importzigarre. „Gar nicht übel. O ja. Aber unsereiner hat dazu wenig Chance.“

„Wer den Kammerherrn Fesca zum Freunde hat? — Sie können das doch sicher mal gelegentlich arrangieren, Graf! Nicht?“ Der junge Offizier zündete

sich eine frische Zigarre an und schlug die Beine übereinander, sich tief in den Fauteuil zurücklehnend. „Wenigstens wenn ich Mama höre — ihr drittes Wort ist immer: ‚Das macht Fesca, das kann bloß Fesca, das erreicht man einzig und allein durch Fesca; der kann alles, darf alles — und nötigenfalls erzwingt er alles, was er will!‘ — Na, stimmt's etwa nicht?“

„Ach, Durchlaucht — ich bin der geplagteste, am meisten geschundene Sterbliche am ganzen Hof. Eben weil alle Welt annimmt: das kann bloß Fesca. Kämpfe gibt's da oft, Schwierigkeiten ... Was in diesen letzten paar Tagen erst wieder auf mich eingestürmt ist!“

„Dabei sieht er aus wie das blühende Leben!“ warf Golter ein.

„Lauter Verstellung!“

„Beichten Sie doch, Graf,“ sagte der junge Offizier. „Wer ‚sekkiert‘ Sie denn?“

„Das wissen Sie nicht, Durchlaucht?“

„Keine Ahnung.“

„Stellen Sie sich die liebste, beste und wohltätigste Frau von ganz Berlin vor. Haben Sie? Man braucht nur arm und ein Ausländer zu sein und sie mit stummen Bittaugen anzusehn: sofort strömt ihr Herz über.“

„Jetzt weiß ich. Natürlich. Also Mama ist's. Und Sie haben ihr also auch ‚Bittaugen‘ gemacht?“

„Ja; aber es hat nichts geholfen.“

„Das wäre —!“

„Ganz verteufelt verfahrene Geschichte,“ sagte Fesca. „Wirklich. Durchlaucht ist trotz ihrem Goldherzen so ganz und gar in die Irre geführt durch Keltinghausens ...“

Der Prinz hob die Augenbrauen. „Hallo! Die Sache?“

„Soll ich so tun, als ob ich diskret wäre?“ fragte Golter lachend dazwischen.

„Können Sie ja gar nicht, Professor.“

„Sicher. Ich hülle mich in eine Rauchwolke und verändere meinen Aggregatzustand.“

„I bewahre, Professor," sagte Fesca, „Sie müssen sogar zu allernächst eingeweiht werden. Auf Sie haben wir doch ein wichtiges Attentat vor."

„Ja, ja," fiel der Prinz lebhaft ein. „Mama sagte das gestern auch: sie braucht Sie dringend für ihre Wiener Sache!"

„Wiener Sache?" wiederholte Golter, sich naiv stellend.

In zwei, drei Sätzen entwickelte Fesca dem Professor den Plan der Fürstin Graez und ihrer „Mitverschworenen", durch mehrere Winterfestlichkeiten von ganz besonderer Anziehungskraft einen Fonds für das neue Wöchnerinnenheim zu schaffen.

Ein listiges Lächeln spielte um Golters Mund. Er hörte geduldig zu. Dann zuckte er die Achsel und sagte trocken: „Alles ganz schön und hoffnungsgrün — aber für die Geschichte hab' ich mich schon anderwärts fest gebunden."

„Nicht möglich!" rief Fesca, wie es schien, aufs höchste bestürzt.

Auch der Prinz war sehr überrascht. „Wem haben Sie sich gebunden?"

„Frau Stern."

Der junge Offizier legte die Zigarre weg und beugte sich vor. „Professor! Ist das denkbar? Und Mama geben Sie einen Korb? Mama — dem Grafen Fesca — und uns allen?"

„Ungeheuerlich!" rief der Kammerherr. „Wir haben uns doch alle ganz bestimmt auf Sie verlassen!"

„Frau Stern hat mir schon neulich abends drei heilige Eide abgenommen. Da konnt' ich doch nicht ahnen ... Und wenn sie einen so anguckt —! Würden Sie etwa der süßen kleinen Frau was abschlagen, Graf Fesca? — Durchlaucht, ich sag' Ihnen: das ist ein Rackerchen. Heißes, flammendes Herz. So kühl und so blond sie aussieht."

„Das Blond scheint mir allerdings nur rein äußer-

lich." Der Prinz strich sein Schnurrbärtchen. „Und die Kühle also auch? So, so."

„Graf Fesca, was sagen Sie? Ist sie nicht zum Rabiatwerden, die Mrs. Ethel?"

„Ich sehe wenigstens, daß es ihr mit Leichtigkeit gelungen ist, Sie richtig einzuwickeln. Aber fraglos ist Charme da und Rasse."

„Rasse. Hm." Der Prinz lächelte. „Was für Rasse?"

„Angenehm gemischte. Hauptsache: viel Rasse."

Der junge Offizier nahm seine Zigarre wieder auf. „Hm. Die Damen urteilten ja weniger begeistert. Da hieß es bloß: Gelbstern. Und fertig war man."

„Durchlaucht, ich bin ein alter Sünder vor dem Herrn," sagte Golter. „Gottlob. Und ich will Ihnen darum verraten: wenn die Frauen eine andre nicht leiden können, wenn sie nicht wissen, was die Männer an ihr Hübsches finden und so weiter — dann beeilen Sie sich nur stets, sie kennen zu lernen. Es lohnt immer, Durchlaucht."

„Sie sind ein Gourmand, Professorchen!" rief Fesca lachend.

„Gourmand nicht, Gourmet."

In langen Zügen blies der Prinz den Dampf der Zigarre von sich. „Hm. Vielleicht haben Sie recht. Ich würde sie mir schon ganz gern mal aus der Nähe ansehen. Aber daß sie unsern Damen den Professor weggeschnappt hat, das werden sie ihr ja nie verzeihen."

„Was wird im Hohen Rate von Mrs. Ethel eigentlich geplant, Professor?" fragte Fesca. „Ich möchte orientiert hinkommen." Erklärend wandte er sich an den Prinzen: „Ich habe mich mit meinen Damen verabredet. Wir treffen uns hernach auf Frau Sterns Empfang. Sind schon ewig lange Besuch schuldig."

„Oh — Sie gehen als Patrouille in Feindesland?" gab der Prinz lachend zurück.

Golter berichtete, was er wußte. Das große Fest sollte Ende Februar stattfinden. Der Generalkonsul

hatte sich schon für zwei Tage — für Generalprobe und Vorführung — eines der größten und vornehmsten Etablissements gesichert. Heute sollte bei Sterns eine zwanglose Vorbesprechung abgehalten werden.

„Und haben Sie schon irgend eine Idee, Professor?“ fragte der Kammerherr.

Golter war aufgestanden. Er hatte die Arme auf den Rücken gelegt und wippte sich auf den Fußspitzen auf und nieder. „Pikfeine Idee!“ sagte er, die Augen listig zusammenkneifend. „Sie werden staunen.“

„Verraten wird sie noch nicht?“

„Warum nicht. Unten hören Sie's ja doch. Die Sache muß ganz auf Frauenschönheit gestellt sein, denk' ich mir. Eine neue Art von lebenden Bildern: Meisterwerke der Bildniskunst. Nur weibliche Porträts. Und der einheitliche Rahmen dafür: Wien! — Altwien! — Hm, was meinen Sie?“

Beiden Herren gefiel der Vorwurf ausnehmend.

„Altwiener Porträts!“ rief der Prinz lebhaft. „Famos! Da steigt gleich eine ganze Galerie von wunderschönen Frauenköpfen vor einem auf! Allein die Meisterwerke in der Hofburg — in der Liechtensteingalerie!“

„Natürlich — nicht nur Köpfe!“ sagte der Professor schmunzelnd. „Es darf da schon ein bißchen mehr gezeigt werden. Die ältere Wiener Schule war keine Kostverächterin. Ach, meine Herren, es geht ja nichts über so einen vollen, satten, weichen Hautton ... So wie ihn zum Beispiel die Mrs. Ethel hat. Diese Schultern, diese Arme, diese klassische Büste — und der Haaransatz im Nacken! Sie ist Amerikanerin, New Yorkerin, in der Fifth Avenue geboren. Was für das Portemonnaie von Mr. Anderson spricht. Aber ihre Mama muß dies Warme, Volle, Mollige zu Uncle Sam mitgebracht haben. Sie soll aus Wien eingewandert sein.“

„Waschermadel?“ fragte der Prinz, ein Auge zukneifend.

„Vielleicht. Sündhaft schön ist sie zweifellos gewesen.“

„Sie schwärmen ja, Professor. Sehen Sie bloß, Graf Fesca, was er für Nüstern macht!“

„Tja, meine Herren, wenn ich Bäume vorzöge, dann wäre ich Landschafter geworden. So gibt es für mich nur eines auf der Welt, was mir das Leben lebenswert erscheinen läßt: Frauenschönheit. Notabene, daneben natürlich noch ein gutes Glas Rheinwein. Meine Herren, ich habe da zufällig einen grandiosen Schloß Johannisberger, Rotsiegel, von der Metternichschen Domäne. Noch ein bißchen jung, aber oho! Wie wär's, wenn Sie mir die Freude machten?“

„Unmöglich!“ riefen beide Herren. Und der Prinz setzte hinzu: „Ich soll schon um halb acht Uhr in Potsdam sein. Liebesmahl.“

Golter hatte indes geklingelt und bei seinem Atelierdiener die Bestellung gemacht. Während er noch in seiner burschikosen Art allerlei Überredungskünste versuchte, standen schon Gläser, Flasche und die Kakesdose auf dem mit Büchern, Skizzen, Zigarrenkisten, Aschbechern, Bronzen, Photographieen und Zeitungen überladenen Tisch.

„Aber nur ein Viertelstündchen!“ sagte der Kammerherr, sich wieder setzend. „Hören Sie, Professor?“

„Natürlich, natürlich. Ich werde doch selbst unten erwartet. Durchlaucht, bitte, bitte: tun Sie meiner armen Hütte die Ehre an!“

Der Prinz warf die Handschuhe wieder hin. „Ein Glas also! Abgemacht!“

„Haben Sie eine Ahnung, wer sonst noch kommt?“ fragte der Kammerherr.

Golter zuckte die Achsel. „Die Hälfte davon wird wohl zum erstenmal da sein. Mrs. Ethel hat ja nach allen Seiten stark geworben. Ich habe ihr bloß die eine Direktive gegeben: es darf kein banales und kein langweiliges Gesicht darunter sein. Schönheit, Schönheit und wieder Schönheit wollen wir beisammen haben.

Und das muß wie ein Lauffeuer in der ganzen Berliner Frauenwelt bekannt werden: nur eine wirkliche beauté hat Aussicht, in unsern lebenden Bildern verwendet zu werden. Ein Kongreß von Frauenschönheit. Was — meinen Sie nicht, daß das ziehen wird? — Prosit, meine Herren!"

„Ohne Frage wird das ziehen." Fesca trank ihm zu. „Sie haben immer gloriose Einfälle. Aber ich für mein Teil bin tief unglücklich. Ihr Plan schlägt ja alles tot, was w i r unternehmen."

„Mama wird außer sich sein," sagte der Prinz. „Denn das darf man sich nicht verhehlen: gerade unter ihren Händen hätte die Sache Form bekommen. Wo sie mit halbem Herzen doch immer noch an ihrem lieben Wien hängt. Und bedenken Sie: Wiener Aristokratie, altösterreichischer Adel — hier lebt doch eine ganze große Kolonie — man hätte die Auswahl unter den schönsten Frauen gehabt. Wirkliches Wiener Blut, entzückende aristokratische Erscheinungen. Es ist ja ein Jammer, Professor!"

„Aber hindert denn ein Mensch Ihre entzückenden Freundinnen von der schönen blauen Donau, bei uns teilzunehmen? Durchlaucht müßte eben nur ein ganz klein bißchen moderner denken — ja, wirklich, ich sage das frei heraus — sie dürfte sich nicht schmollend abwenden, weil vielleicht nicht alle Protégés von Frau Stern hoffähig sind."

Der Rittmeister lachte. „Das ist doch nicht Mamas Art! Da beurteilen Sie sie ganz falsch, Liebster. Nein, es gibt überhaupt kein Vorurteil für sie. Das wäre ja lächerlich. Besonders in solch einem Fall."

„Nun also — nun also!"

Fesca sann ein Weilchen vor sich hin. Dann sagte er zögernd: „Man könnte heute mit Leichtigkeit die ganze Sache noch in die Hände Ihrer Durchlaucht bugsieren. Es wäre zu überlegen. Wenn der Professor sich erweichen ließe, uns beizustehen."

„Ja, meine Herren, ich habe doch kein andres Interesse, als daß die Sache hübsch wird. Wenn Sie's durchsetzen könnten, daß auch die Damen von der Hofgesellschaft teilnehmen, dann hätten wir alles beisammen, was wir brauchen."

„Während so die Kräfte zersplittert werden," gab der Kammerherr zu bedenken. Er wandte sich mit wieder erwachender Lebhaftigkeit an den Prinzen. „Einen Vorschlag, Durchlaucht! Kommen Sie mit hinunter, zu Frau Ethels Empfang! Meine Damen sind dort — Baron Odd übrigens auch — die würden Ihnen alle riesig dankbar sein, denn Sie bewahrten unsere Partei vor einem sicheren Fiasko!"

„Und das wichtigste: Sie bekommen die schönsten Frauen von Berlin zu sehen — und sicher in den allerschönsten Toiletten!"

Der Prinz trank hastig sein Glas aus. „Sie sind ja ein richtiger Verführer, Professor!"

Golter schenkte die Gläser voll. Die leere Flasche hochhebend, rief er in der Art eines Ausrufers: „Man biete dem Glücke die Hand! Die Gelegenheit kommt so bald nicht wieder!"

„Aber ich bin nicht angemeldet ... Hm, ich weiß wirklich nicht ... Und um sieben Uhr fünf muß ich doch schon auf der Bahn sein."

„Darf ich Ihnen mein Coupé zur Verfügung stellen, Durchlaucht?"

„Das würde ich mit Dank annehmen, lieber Graf Fesca. Ich muß ja sagen: es reizt mich immerhin ... Und sicher wird Mama einverstanden sein. Ihr liegt doch schließlich nur an der Sache allein ..."

Fesca begann jetzt erst seine ganze Überredungskunst aufzubieten. Er stellte dem Prinzen auch vor, daß Ihre Durchlaucht lediglich von der Gräfin Keltinghausen beeinflußt war, die sich aus persönlichen Gründen über die Zuziehung von Frau Stern ärgerte. „Kleine weibliche Intrigen, durchsichtig genug," sagte er lächelnd. „Eifersucht, die Angst, ausgestochen zu

werden ... Man darf sich als Mann dabei nicht allzu lange aufhalten."

Nun erklärte sich der Prinz mit kurzem Entschluß bereit, mitzugehen.

Der Professor war im benachbarten Atelier verschwunden, wo er sich die Hände wusch und in den Gehrock schlüpfte. Als er zurückkehrte, brachte der Atelierdiener gerade den Uniformpelz des Prinzen. „Es lohnt nicht, ihn umzunehmen," rief Golter. „Kommen Sie, Durchlaucht, wir treten ganz vergnügt und unzeremoniell unten an! Ganz improvisiert. Nicht wahr?"

Die Entreetür unten war weit geöffnet. Man hörte das Schwatzen und Lachen schon auf der Treppe.

„Gerade sollte ich den Herrn Grafen benachrichtigen, daß die Frau Gräfin eingetroffen sind," sagte die kleine Zofe, den drei Herren entgegentretend.

„Danke, mein Kind, danke. Nun noch eine wichtige Sache. Der Diener soll dem Kutscher sagen: er muß Punkt dreiviertel sieben hier sein, um Durchlaucht zur Potsdamer Bahn zu bringen."

„Sagen wir lieber: halb sieben!" setzte der Prinz hinzu.

„Gut. Halb sieben. — Da sind meine Damen! Kommen Sie, Durchlaucht! Meine Frau muß Sie mit Mrs. Ethel bekannt machen! Guten Tag, Steffi! Guten Tag, Marianne! Ist das nicht reizend, daß Durchlaucht mitgekommen ist? ... Professorchen, sehen Sie sich doch um, ob Sie die Hausfrau finden, das ist ja eine überraschende Fülle hier."

Die hellblonde junge Frau des Generalkonsuls stand in der offenen Tür des Biedermeierboudoirs und begrüßte die Ankommenden mit Händedruck, auch die Gäste, die ihr jetzt erst vorgestellt wurden. Es war eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft; die Frauen durchweg von größter Eleganz und jüngeren Jahrgängen, Finanzwelt, Sportsleute, Künstler, dazwischen exotischer Adel, aber auch eine Anzahl lediger junger

Offiziere von den Garderegimentern. Der Prinz war etwas erleichtert, als er die Uniformen sah; umgekehrt wirkte sein Eintritt auf die jungen Herren als Beruhigung. Es mochten schon gegen hundert Personen in den glänzend erleuchteten, mit viel frischen Blumen geschmückten Räumen versammelt sein, und noch immer entleerte sich die Diele nicht, noch immer hatte die Hausfrau die Honneurs zu machen. Der Generalkonsul bildete im Augenblick mit ein paar Bekannten von der Börse eine Gruppe in seinem Arbeitszimmer, dessen mächtige Ausdehnung an die Aufsichtsratssitzungen erinnerte, die hier häufig abgehalten wurden. Deren Leitung bereitete ihm nie Mühe. Das Unternehmen seiner Frau aber überstieg seine gesellschaftliche Erfahrung. Er strahlte — fühlte sich indes doch nicht ganz zu Hause. Von Zeit zu Zeit machte er Anstrengungen, um das Bekanntwerden der verschiedenen Gruppen zu vermitteln. Am liebsten aber kehrte er in seine Herrenecke zurück.

Mädchen in englischen Häubchen boten in sämtlichen Räumen Erfrischungen an. Im Musiksaal umringte eine Schar Enthusiasten einen bekannten Cellisten, der von der Hausfrau gebeten war, seine Kunst zum besten zu geben. Man hörte das Instrument stimmen, was einen Teil der Gäste veranlaßte, aus der Hörweite zu flüchten. Die Eingeweihten warteten auf die besondere Überraschung: eine hervorragende Gastin der Königlichen Oper sollte auf Mrs. Ethels Jour erscheinen und zwei Lieder singen. In verschiedenen Gruppen besprach man die schwindelnde Höhe des Honorars, das diese Sensation kostete.

Die sichere, selbstbewußte und doch gewinnende Liebenswürdigkeit, mit der die Hausfrau den Prinzen willkommen hieß, war ein Meisterstück der Beherrschung. Nicht um eine Nüance zu hell verriet Frau Stern den inneren Jubel über diesen Triumph.

Aber als der Kammerherr gleich nach der Vorstellung sich auf ihre Hand beugte und sie küßte,

fühlte er einen raschen, kurzen, nervösen Druck ihrer eiskalten, juwelengeschmückten Finger.

„All right?" fragte er ganz leise, indem er ihr eine Sekunde lächelnd ins Auge sah.

„Thanks!" erwiderte sie noch leiser, einem Hauche gleich.

Graf Fesca schob darauf seinen Arm kordial in den des Professors und durchwanderte an seiner Seite mehrere der saalartigen Empfangsräume, überall Grüße tauschend, bald mit Händedruck, bald mit Handkuß, bald nur mit wohlwollendem Gönnerlächeln. „Natürlich muß nun der kleine Graez die Sache mit seiner Mama in Ordnung bringen. Für Sie ist es doch auch bei weitem interessanter, Professor, wenn die beiden feindlichen Parteien verschmolzen werden. Nicht?"

„Es kann himmlisch werden. Einfach himmlisch. Aber wir müssen all die wundervollen Frauen von der Botschaft dazu bekommen. Das ist Bedingung."

„Bekommen wir. Das ist keine Frage mehr. Und dann ist's auch sicher, daß die Majestäten zusagen." Er berührte flüchtig, am seidenen Rockaufschlag hinunterstreichend, sein Knopfloch. „Bei welcher Klasse sind Sie übrigens stehen geblieben, Professorchen?"

Golter verstand sofort. „Immer noch Krone vierter. Sie wissen, ich gebe ja persönlich nicht allzuviel darauf — Ausland ist zudem schon überreich vertreten auf meinem Frack — aber es ärgert mich doch jedesmal, daß andre hier in Preußen schneller vorwärts kommen."

„Wird gemacht, lieber Freund, wird gemacht."

Der Cellovortrag war schon im Gange, aber man gab sich nur im Musiksaal selbst dem Kunstgenuß hin. In allen übrigen Räumen hatten sich lebhaft plaudernde Gruppen zusammengefunden. Man löffelte Eis, schlürfte Sorbet oder Tee, zerbröckelte Torte, futterte Süßigkeiten und fragte einander dabei, wer dies und das sei. Auffallende Hüte, Schmuck und Toiletten

wurden bewundert und kritisiert. Einzelnen Paaren boten auch die in verschwenderischer Fülle in der Wohnung vorhandenen Kunstwerke ein ergiebiges Thema.

Mindestens so großes Aufsehen wie kurz zuvor der Eintritt des Prinzen Graez erregte die Botschaft, daß die erwartete Primadonna schon draußen sei.

Steffi sah sich mit ihren groß geöffneten „Provinzaugen“ noch etwas hilflos um. Sie war mit ein paar Dutzend neuen Erscheinungen bekannt gemacht worden, einige junge Offiziere, die sie nicht wieder erkannte, hatten sie begrüßt, die Hacken und silbernen Sporen zusammenschlagend, Herr Stern war überdies noch immer bemüht, neue Gäste herbeizuführen, um sie ihr und ihrer Schwester vorzustellen. Es war ihr unerträglich, daß er dabei niemals die „Gräfin“ und die „Freiin“ ausließ, daß er überhaupt den Herren ihren Namen nannte. Die wenigsten der Bekanntschaften, die sie hier machte, sagten ihr zu. Sie hatte auch das Gefühl, daß ihre Schwester nicht recht herpaßte. Der Prinz wurde nun gar gewissermaßen als Paradestück herumgezeigt. Sie wunderte sich über die Kunst ihres Schwagers, der für jeden all der fremden Leute sofort den passenden Ton fand.

Gerade hatte sich Marianne an der Seite ihres Gatten in den Musiksaal begeben. Steffi wollte ihr folgen, um dem etwas gezwungen sich fortschleppenden Gespräch mit dem Herrn Generalkonsul ein Ende zu machen. Da streckte Herr Stern kordial den Arm nach einem jungen Manne aus, der sich mit ziemlich unbehaglicher Miene durch das ihm offenbar fremde Gewühl schob.

„Herr Purgstaller — hier, bitte!“

Der junge Mann wandte sich fragend nach dem Hausherrn um. Eine Sekunde lang streifte sein Blick auch die junge Dame an der Seite des Generalkonsuls.

„Darf ich Ihnen vorstellen, gnädiges Fräulein ...

Herr Joseph Purgstaller, ein sehr berühmter Architekt ... Bitte, Herr Purgstaller ..."

Stern wollte der Vorstellung sicher noch eine nähere Erläuterung über die Freiin Stephanie von Tarrach folgen lassen, wie er es schon mehrmals getan, sah sich aber von einem der Mädchen seiner Frau abgerufen, um die Sängerin zu begrüßen. Aufgeregt trennte er sich von Steffi.

„Haben Sie von ihr schon die Carmen gehört, gnädiges Fräulein?" fragte er noch rasch. „Großartige Leistung. Sie wird zwei Nummern daraus singen. Lassen Sie sich das ja nicht entgehen. Privatim singt sie sonst nie."

Purgstaller sah dem hastig davonschießenden Generalkonsul mit einem seltsamen Lächeln nach. Und als sein Blick darauf die Miene der jungen Dame streifte, der er soeben vorgestellt worden war, glaubte er darin zu lesen, daß sie Herrn Stern ebenso komisch fand wie er.

„Zwei Nummern wird sie aus der Carmen singen," sagte er, eine wichtige Miene aufsetzend und den Finger hochhebend, „alle Wetter! Das Stück zu dreihundert Mark, darunter ist's sicher nicht zu haben!"

‚Was für ein drolliger Mensch!' dachte Steffi bei sich. Seine Vertraulichkeit und Formlosigkeit hatte aber etwas durchaus Natürliches, nichts Abstoßendes. Er war offenbar ein Süddeutscher. In dem Gespräch, das er begann, an Sterns Übertreibung ironisch anknüpfend, kam es zur Erwähnung: er war erst vor wenigen Jahren von München hierher übergesiedelt. Der Dialektanflug verriet es auch sofort. Für „sehr berühmt" hielt er sich übrigens beileibe nicht, versicherte er ihr.

„Ein ulkiges Haus," sagte er, „finden Sie nicht? Es muß sie ja geben, freilich. Wem baut man sonst? Wem spielt man vor? Wen malt man sonst? Geld ist da. Massenhaft Geld. Und ihn mag ich auch gern. So betriebsam ist er. Ein bissel gemustert." Er lachte. „Aber was sie heute so alles zusammengeschleppt

haben ... Ich kann die Massenansammlungen ums Leben nicht vertragen. Fast das Heimweh könnt' man kriegen."

Die Sprache war Steffi ganz fremd. Im Grunde erschien ihr's unerhört, daß der junge Mann hier so ohne jede Rücksicht an den Gastgebern Kritik übte. Oder woher mochte er wissen, daß sie seine Meinung teilte? Freilich — amüsant war seine ganze Art. Und wie er sie mit seinen graublauen, etwas verträumten Augen so treuherzig-schalkhaft ansah, konnte sie ihm keine abweisende Miene zeigen.

So kam es zu einem harmlosen und im Umsehen lebhaften Geplauder. Er war ein hübscher Mensch. Das halbkurz geschnittene kastanienbraune Haar legte sich ihm weich und leicht gelockt um den ausdrucksvollen Kopf. Unbedingt hatte er etwas Künstlerisches an sich. Übrigens schien er ebenso gern zu lachen wie sie — und sich ebenso gern lustig zu machen. Das war schon immer ihre Schwäche gewesen: sie konnte sich nicht verstellen, und wenn ihr etwas komisch erschien, dann war es um ihre Haltung geschehen.

„Ich hab' noch zu keiner Menschenseel' hier guten Tag gesagt," gestand er ihr, sich umsehend. „Am liebsten versteck' ich mich immer in einem Winkel. Bloß der Allerweltsprofessor, der Golter, hat mich gleich angekriegt. Eine große Sache wär' das heute, meint er."

„Golter — das ist der große Herr da drüben? Gewiß auch ein Künstler?"

„Er könnt' einer sein."

„Er könnte? Ist er's nicht?"

„Na — er malt Porträts. Aber es ist nicht nett von ihm."

„Sie haben ja ein scharfes Urteil."

„Über mich das schärfste."

„So." Steffi amüsierte die Unterhaltung mit dem stockfremden Mann, die so ganz aus dem Rahmen fiel. „Also sagen Sie einmal: wie urteilen Sie über sich?"

„Begabung leidlich — Fleiß bis zum Stumpfsinn vorhanden — aber Betriebsamkeit oberfaul.“

„Betriebsamkeit — was verstehen Sie darunter?“

„So sich haben wie der Golter. Wie man eben in Berlin sein muß, um vorwärts zu kommen.“

„Und so sind Sie nicht?“

„Keine Spur. Ich bin ein polizeiwidrig dummer Kerl in all den Dingen.“

„Sie sind Architekt? — Was bauen Sie?“

„Luftschlösser.“

Sie lachte. „Das tun wir doch alle.“

„Ha — es gibt verschiedene Sorten von Luftschlössern. Die heut abend hier gebaut werden, die mein ich nicht.“

„Was für Luftschlösser werden denn hier gebaut, heut abend?“

„Sie brauchen sich doch nur umzusehen ...“

In diesem Augenblick wurde ihr Gespräch unterbrochen. Eine schlanke Sportsmangestalt im modernen glockenförmigen Gehrock schob sich zwischen den nächsten Gruppen hindurch. Steffi erkannte den Baron Odd sogleich, obwohl er in Zivil steckte — und die hellen, großen Augen des Schweden blitzten sie an ...

„Also hier halten Sie sich verborgen, gnädiges Fräulein? Ich suchte Sie natürlich zuerst da drüben bei der Musik ... ‚l'amour est enfant de Bohème!‘“ Er trällerte die paar Takte aus Carmen mit, die soeben von der andern Seite der Zimmerflucht herüberklangen.

In sämtlichen übrigen Gruppen war die Unterhaltung abgebrochen worden. Man lauschte. Oder man dämpfte wenigstens die Stimmen. Die Sängerin schmetterte ihr Lied von der Zigeunerliebe mit großartiger Verve in die überfüllten Räume. An allen Türen stauten sich sofort die Hörer. Es war dadurch ganz unmöglich, das Zimmer zu verlassen, um den Musiksaal zu erreichen.

„Ich hatte hier eine fesselnde Unterhaltung,“ sagte

Steffi, mit einer leichten Kopfbewegung nach dem jungen Architekten zeigend. „Wir sprachen über den Bau von Luftschlössern."

Der Schwede machte eine artige Verbeugung gegen den Münchener und nannte kurz seinen Namen ohne Titel oder Standesbezeichnung. Purgstaller folgte dem Beispiel. Aber er musterte den Fremden dabei mit einigem Argwohn; er wußte ihn nicht recht unterzubringen. Erst im Verlauf der abseits von dem Kunstgenuß in gedämpftem Ton geführten Unterhaltung fand er seine Unbefangenheit wieder. Eine freimaurerartige Verständigung verband sie schnell miteinander; die aufgeregte Art der Gäste belustigte sie alle drei in gleichem Grade.

„Châteaux d'Espagne — so sagen wir zu Hause. Aber es wird wohl dasselbe sein. Ich möchte keinen Tag ohne so einen luftigen Phantasiebau sein."

„Und ist es jeden Tag ein andres Schlößchen?" fragte Steffi den Schweden.

„Annähernd. Es hat bisher nur die Stilart gewechselt von Zeit zu Zeit."

„Herr Purgstaller — Ihres auch?"

„Nein. So rasch kann ich nicht bauen. Mein Schlößl ist überhaupt noch lang nicht fertig, noch lang nicht. Ach wissen Sie, ich glaub', ich nehm' den Bauplan seinerzeit noch ins Grab mit."

Steffi wollte ihn auslachen, sah sich aber erschrocken über ein beschwichtigendes „Pst!" nach der Tür um, wo die Gäste wie eine Mauer verweilten. Nun schwiegen sie, um den Gesang nicht zu stören, blieben aber nach wie vor an derselben Stelle stehen, der hell durchdringenden, kecken Melodie lauschend.

Erst als drüben der lärmende Applaus einsetzte, fuhren sie zu plaudern fort. Die prickelnde Musik gab Steffi einen leichten Schwung. Sie hatte der Begegnung mit Odd unter einer gewissen Bangigkeit entgegengesehen. Der leichte Ton setzte sie über jede Befangenheit hinweg. Sie empfand es auch gar nicht

störend, daß der drollige junge Münchener dabei war. Natürlich war sie Menschenkennerin genug, um sofort herauszumerken: sie hatte Eindruck auf ihn gemacht. Auch dem Schweden schien das nicht zu entgehen. Vielleicht lag eine Idee von Eifersucht in seiner Haltung dem Fremden gegenüber.

„Nun sind Sie an der Reihe zu beichten, gnädiges Fräulein," sagte Odd, als der Lärm des Beifalls sich legte und man sein Wort wieder verstehen konnte.

Steffi schüttelte den Kopf. „Was man sich wünscht, darf man nicht ausplaudern."

„Die großen Wünsche sicher nicht," sagte Purgstaller. „Aber die tausend kleinen?"

„Tausend hab' ich nicht. Sind Sie so unbescheiden?"

„Meine sind unzählbar," sagte Odd. „Die ganze Welt ist für mich mit Wünschen angefüllt — mit Erwartungen, Hoffnungen. Ob sie groß oder klein sind, weiß ich nicht. Aber ich lebe davon, mich immer zu freuen auf eine Erfüllung, Tag für Tag. Wenn ich morgen aufwache, und ich sollte keine Forderung an irgend eine Stunde haben, so wäre der ganze Tag für mich verloren."

Steffi fühlte seinen Blick, trotzdem sie in das Gewühl jenseits der Tür sah. Mit ein ganz klein wenig Koketterie wandte sie ihm ihr Gesicht zu. „Und mit welchem Wunsch sind Sie heute aufgewacht?"

„Sie wiederzusehen, gnädiges Fräulein."

Sie hatte gewußt, daß er das sagen würde. Und Purgstaller empfand, daß sie die Antwort hatte herausfordern wollen.

„Wollen wir nicht hineingehen und uns das nächste Stück ganz artig anhören?" fragte Steffi ihre beiden Kavaliere. Und dem jungen Architekten zulächelnd, setzte sie hinzu: „Herr Purgstaller hat mir verraten, wie groß das Opfer ist, das der Hausherr für die beiden Nummern aus der Carmen hat bringen müssen."

Nun lachte der Münchener. „Es wird bei dem einen Opfer nicht bleiben. Sterns haben Bedeutendes vor.

Vorhin, als ich kam, gleich an der Tür, da hört' ich: von den zwanzigtausend Mark, die an der Börse zusammengekommen sind, hat der Generalkonsul fünftausend gezeichnet."

„Wofür gezeichnet?" fragte Odd.

„Irgend eine Wohltätigkeitssache." Purgstaller zuckte die Achsel. „Man tanzt für ein Siechenheim, brennt ein Feuerwerk für die Wasserbeschädigten ab, diniert für die hungernden Weber."

„Aber sind Sie garstig, Herr Purgstaller!" sagte Steffi fast empört.

„Oh — liegt eine Liste aus? Ihr Schwager sagte mir nur flüchtig ... Erzählen Sie doch, Herr Purgstaller!"

„Ich weiß nur, daß ein großes Fest geplant ist ... Und die schönsten Frauen von Berlin sollen lebende Bilder stellen."

„Was werden Sie darstellen, gnädiges Fräulein?"

„Ich bin gar nicht aufgefordert worden. Ich hätte auch viel zu große Angst."

Purgstaller lachte behaglich. „Wenn Sie sich recht gut mit mir stellen, verschaff' ich Ihnen eine besonders schöne Rolle."

„So. Sie haben also gute Beziehungen?"

„Ich soll ja selbst ins Komitee." Er richtete sich mit possierlichem Stolz auf und steckte die Rechte in den Westenausschnitt. „Was sagen Sie jetzt, he?"

Beide gingen auf seine humorvolle Art ein. „Nehmen Sie sich meiner auch ein wenig an, lieber Herr," sagte Odd, „ich bin von Hause aus so schüchtern."

„Ja, Sie!" Purgstaller drohte ihm mit den Augen. „Ich denk', Sie sind ein ganz Knitzer!"

„Ist das etwas Schlimmes?" fragte der Schwede scheinbar ängstlich. „Ich werde die deutsche Sprache nie au fond begreifen."

„Der Herr ist Ausländer? ... Hm. Knitz. Ja, was das ist, das weiß ich eigentlich selber nicht."

Steffi nahm eine wichtige Miene an. „Unser Pro-

fessor hat es uns einmal erklärt. Es kommt irgendwo bei Uhland vor. Knitz gleich ‚kan nitz‘. Das heißt: ‚kein nutz‘. Also Nichtsnutz.“

Hell lachte Odd auf. „Ein Tunichtgut?! Sie haben ja eine böse Meinung von mir, Herr Purgstaller. Und wenn man nun von Ihrer Gnade abhängt ... Ich verspreche Ihnen, mich zu bessern und einen tugendhaften Lebenswandel zu führen. Bitte um Ihre Protektion!“

Steffi erhob voller Übermut übertrieben flehend die Hände. „Ach ja, Herr Purgstaller, bitte, bitte! Protegieren Sie uns!“

„Und der Lohn?“

„Sie haben den Lohn der guten Tat,“ sagte Steffi.

„Na, das ist auch was Rechtes.“

„Sagen Sie zuerst, was für Gnaden Sie zu vergeben haben. Also — lebende Bilder sollen gestellt werden?“

„Ja. Golter als Spiritus rector. Und ein veritabler Prinz tritt an die Spitze.“

Steffi amüsierte sich köstlich. „Nicht möglich! Prinz Graez? Ja? — Und Sie selbst, Herr Purgstaller?“

„Ich diene zur malerischen Füllung des Komitees. Wie ich mich da ausnehmen werd'. Bedenken Sie: Tag für Tag mit einer Durchlaucht zusammen, das färbt mit der Zeit ab. Und der Generalkonsul sagt, vielleicht krieg' ich schließlich noch durch den Prinzen den Professortitel. Ja, es ist in einem solchen Falle kein Ereignis zu abenteuerlich. Golter spitzt sich auf die Krone dritter Klasse. Das hat er mir vorhin in seiner Seligkeit gleich verraten. Der Graf Fesca, der Kammerherr, hat's ihm versprochen. Der ist auch da. Ja, eine furchtbar noble Gesellschaft ist heute hier vertreten. Manus manum lavat.“

Beide sahen ihn überrascht an und wechselten darauf einen Blick unter sich. Jetzt erst merkten sie, daß er keine Ahnung hatte, mit wem er sprach.

„Und beim Grafen Fesca werden Sie Ihren Ein-

fluß für uns geltend machen?“ fragte Steffi belustigt. „Das wäre aber wirklich reizend von Ihnen.“

„Nein, beileibe nicht,“ sagte Purgstaller rasch, „mit dem Fesca will ich nichts mehr zu tun haben.“

„Warum nicht?“

„Ja, wissen Sie denn nicht ... Ich hab' doch den bösen Prozeß mit ihm gehabt.“

„Sie?“ Verdutzt sah ihn Steffi an. „Einen Prozeß?“

Der Münchener war nun einmal im Zuge. Offenherzig berichtete er: „Ich hab' ihm sein Stammschloß restauriert — in Hohensaathen. Fein ist's geworden. Wirklich. Aber Geld hab' ich nie gesehen. Und die Handwerker sind heut noch nicht bezahlt. Ja — und ich bin um mein Honorar gebracht — und obendrein hab' ich noch manifestieren müssen ... Und wenn nicht der Herr Stern die Geschicht' so halbwegs beisammenhielt' ... A bewahr', mit dem Fesca bin ich fertig.“ Er hatte das anfangs noch halb unter Lachen vorgebracht, allmählich ging aber das Temperament mit ihm durch, er machte zornige Augen und hob die Hand wie drohend gegen die anderen Räume, in denen er den Kammerherrn wußte. Doch schließlich kehrte ihm der Humor wieder. „Also — Orden kann ich Ihnen nicht verschaffen. Darauf müssen Sie schon verzichten, lieber Herr. Aber für Sie will ich gern was tun, gnädiges Fräulein. ‚Altwiener Porträts‘ gilt als Parole für die Bilder. Suchen Sie sich was recht Schönes aus ...“

Eine ungeduldige Bewegung Steffis schnitt ihm die Rede ab. Er bemerkte ihren jäh veränderten Ausdruck. Sein lustig-gönnerhafter Ton fand keine Resonanz mehr. Der Schwede, der nicht all dem, was er gegen Fesca gesagt, hatte folgen können, der aber doch auch die Veränderung der jungen Dame gewahrte, wollte fragen, sich näher erklären lassen ...

„Otto!“ stieß nun Steffi plötzlich aus, wandte sich hastig von den beiden Herren ab und eilte auf die Tür zu.

Im Schwarm der Gäste, die in der Gesangspause

wieder lebhaft zirkulierten, war der Kammerherr aufgetaucht. Er hatte von seiner Frau den Auftrag, sich nach Steffi umzusehen und sie in den Musiksaal zu bringen. Nicht wenig verdutzt war er über die Zusammensetzung der Gruppe, bei der sie sich befand.

Als seine kleine Schwägerin geradezu aufgelöst auf ihn losstürmte, durchschoß ihn sofort die unangenehme Empfindung: Purgstaller hatte sich eine Taktlosigkeit zu Schulden kommen lassen. Er war außer sich, daß Sterns ihn und die Seinen nicht vor einer Begegnung mit dem jungen Menschen bewahrt hatten. Aber im Nu war er Herr der Situation. Ohne den Münchener auch nur eines Blickes zu würdigen, ging er auf Odd zu und begrüßte ihn in herzlicher Weise. Sein Auftreten war gewandt und sicher wie immer. Im Musiksaal würden sie beide erwartet, sagte er; es sollte noch ein Stück gesungen werden, dann wollte sich Professor Golter über den Plan des Festes auslassen, und daran würde sich die allgemeine Diskussion anschließen. Noch während er sprach, hatten sich die beiden in Bewegung gesetzt, unwillkürlich rechts und links ihn begleitend, und die an der Tür stehenden Gäste, denen sein Auftreten imponierte, wichen unwillkürlich zurück, so daß sich für die drei eine Art Spalier bildete.

Joseph Purgstaller sah sich plötzlich allein: das war alles so rasch gegangen, daß er dem Wechsel gar nicht recht folgen konnte. Aber die Erkenntnis, daß die beiden Menschen, mit denen er sich harmlos und fidel „angebiedert" hatte, einem ihm ganz fremden Kreise angehörten — gar, daß die junge Dame in allernächsten Beziehungen zum Grafen Fesca stehen mußte — kam ihm wie ein Schlag vor den Kopf.

Die Sängerin hatte gesungen, Beifall tobte durch die Räume, um eine Zugabe zu erzwingen, was vergebene Mühe war, und die Mauern der Gäste lösten sich wieder in buntes und krauses Gewühl. Die Hausfrau, die der Künstlerin ihren Dank gesagt hatte, nahm den Arm des Professors, um sich mit ihm zu der Gruppe

zu begeben, die für sie die wichtigste im ganzen Hause war.

Auf der Schwelle zum Herrenzimmer, in dem sich Graf Fesca und dessen Damen im Gespräch mit dem Prinzen und dem schwedischen Attaché befanden, trat dem Paar der junge Münchener Architekt entgegen. Er blickte so verstört darein, daß Golter unwillkürlich eine Sekunde zögerte. Frau Stern, die sich nicht erinnerte, ob sie den jungen Mann schon willkommen geheißen hatte, reichte ihm lächelnd die Fingerspitzen zum Handkuß. Aber er sah die juwelengeschmückte Hand nicht. Aufgeregt zeigte er mit einer hastigen Kopfwendung ins Herrenzimmer hinein und fragte in scharfem Flüsterton: „Wer ist die dort im blauen Kleid — die jetzt mit dem Ausländer spricht, mit dem Blonden?“

Beide blickten in die angegebene Richtung. „Die junge Dame neben dem Grafen Fesca?“ fragte die Hausfrau. „Das ist die Schwester der Gräfin, die Freiin von Tarrach.“

Ein, zwei Sekunden lang starrte Purgstaller die Sprecherin maßlos bestürzt an. Dann murmelte er etwas, das wie ein krafthuberisches „Himmelkreuzsakerment!“ klang. Aber Mrs. Ethel hörte es schon nicht mehr. Sie gab Golters Arm frei, überschritt lebhaft die Schwelle und eilte auf die Gruppe zu, in ihrem gewinnendsten Ton eine Unterhaltung beginnend.

„Was ist Ihnen, Purgstaller?“ fragte der Professor. „Reden Sie doch.“

„Ein Heuochs bin ich.“

„Sie wissen, lieber Freund, ich ehre fremde Ansichten. Aber die Genesis dieser Erkenntnis interessiert mich.“

„Ach Sie —! Ich hab' da eine Begegnung gehabt ... So ein liebes, feines, nettes Mädel ... Und jetzt ist's die Schwägerin vom Fesca. Von dem — dem Lump!“

„Jesses, Mensch! Wollen Sie wohl —!“ Golter zog den aufgeregten jungen Mann von der Tür fort und drängte ihn in eine Ecke der Diele. „Was fällt Ihnen ein? Was ist das für ein Ton?“

„Ist er etwa kein Lump, was? Haben Sie das nicht selbst gesagt?“

„Zum Kuckuck, so dämpfen Sie doch Ihr Organ. Wir sind doch hier in keiner Kutscherkneipe. Wollen Sie den Sterns denn alles verderben? Sind Sie dazu eingeladen?“

„Ha — da soll man nicht die Besinnung verlieren!“

„Geben Sie sich Mühe, sie schleunigst wiederzufinden. Ich hab' Ihnen gesagt: hier können Sie Karriere machen. Aber klug müssen Sie sein. Halten Sie den Mund von der Hohensaathener Geschichte. Fesca ist den Sterns Gold wert. Den dürfen Sie hier damit nicht elenden, sonst ist alles verpufft.“

Aus dem Herrenzimmer ward lebhaft Golters Name gerufen. Ein paar junge Frauen auf der Diele wandten sich daraufhin dem Maler zu.

„Oh — kommt nun Ihr Vortrag, Professor?“ fragte ihn eine von ihnen.

„Jawohl, meine Damen. Gleich, gleich.“ Er klopfte dem Münchener auf die Schulter. „Klug sein, Alterchen. Keine Dummheiten machen, die nichts einbringen.“

Damit wandte er sich hastig von ihm ab, und Purgstaller stand wieder allein.

Alles strömte nun nach dem Herrenzimmer. Niemand wollte Golters Vortrag versäumen.

Purgstaller kämpfte noch mit sich. Die ganze Laune war ihm genommen. Am liebsten hätte er sich heimlich davongeschlichen. Aber dann reizte es ihn doch wieder, Zeuge der Verhandlungen zu sein. Vor allem reizte es ihn, die junge Dame zu beobachten, die ihm als Fescas Schwägerin bezeichnet worden war. „Ein unschuldig junges Blut!“ — so hatte er vorhin gedacht, in dem harmlos-fröhlichen Geplauder mit ihr. Und

nun mußte er sich sagen, sie spielte die raffinierte Komödie Fescas in vollendeter Weise mit. Dieses Mannes, der nun schon seit Monaten dicht neben dem Abgrund stand, den nur die Gnade Sterns noch hielt, der ins Bodenlose stürzen mußte, wenn Stern die Hand von ihm abzog ...

Für die Vermittlerrolle, die er der ehrgeizigen jungen Hausfrau gegenüber spielte, ward Fesca bezahlt. Purgstaller wußte sogar die Summe, mit denen Mrs. Ethels galanter Gatte dem Kammerherrn beispringen mußte. Eine schwindelnd hohe Summe. Es lohnte sich schon dafür, alle Talente aufzubieten, einen Prinzen zu beschwatzen, daß er dem Haus seinen Besuch schenkte, Frau und Schwägerin mit ins Treffen zu führen ...

Professor Golter hatte drinnen seinen Vortrag begonnen, mehrmals von lebhaften Fragen unterbrochen, die er sofort beantwortete.

Die Damen, die dem Redner zunächst standen, boten ein blendendes Bild. Golter hatte dem Prinzen nicht zu viel versprochen. Die Veranstaltung versprach wirklich ein Kongreß von Frauenschönheit zu werden. Jede der jungen Damen fühlte die musternden und abschätzenden Blicke. Aber sie überwanden das. Sie wußten, daß ein Wettkampf zu bestehen war. Und jede wollte siegen.

Unter dem fröhlichen Beifall aller Hörer schloß der Professor: „Es wäre ja nun allerliebst, wenn das Komitee, das sich unter Ihrer Durchlaucht, der Fürstin Graez, gebildet hat, mit dem unsrigen vereinigte." Er machte eine Verbeugung nach dem Mitteltisch hin. „Die Pourparlers in dieser Richtung überlassen wir wohl am besten dem Grafen Fesca. Auch Ihnen, Durchlaucht, ist unser Dank sicher für eine gütige Bemühung."

Ganz spontan hielt der Prinz darauf eine kurze Ansprache. Die entzückende Hausfrau hatte es seinem leicht entzündlichen Herzen angetan. Er führte aus,

daß er die Generalidee für das Fest, die der Vorredner aufgestellt habe, für geradezu klassisch halte. „Nur ein glücklicher Zufall, dem ich dankbar bin, hat mir vergönnt, gnädige Frau, in Ihrem gastlichen Hause Zeuge der großartigen Unternehmung zu sein, die Sie planen — zum Besten eines Werkes, das meiner Mutter innig am Herzen liegt. Es wäre mir eine persönliche Freude, die beiden Unternehmungen in freundschaftlichem Zusammenarbeiten vereinigt zu sehen. Was an mir liegt, soll geschehen."

Er küßte der Hausfrau die Hand. Fesca war mit der Uhr in der Hand neben ihn getreten, um ihn daran zu erinnern, daß der Wagen unten auf ihn wartete.

Wieder kam nun eine starke Bewegung unter die Gäste. Einzelne drängten sich, um zum Schlusse noch rasch Seiner Durchlaucht vorgestellt zu werden.

Purgstaller hielt sich im Hintergrund. Aber als der Prinz gegangen war, fing er den Blick auf, den Fesca mit dem Hausherrn tauschte. Es war Frage und Antwort. Und Purgstaller sah, wie sich der Kammerherr von dieser Sekunde an mehr und mehr gehen ließ; die Spannung war von ihm gewichen, er ward immer fröhlicher, immer übermütiger ... Purgstaller wußte: der Graf war noch einmal gerettet.

Bald folgte er dem Prinzen. Aber sein Aufbruch blieb unbemerkt.

Unten auf dem Bürgersteig ging er noch eine Weile unentschlossen auf und nieder. Autos und Equipagen hielten den Fahrdamm in langer Zeile besetzt. Eine Gruppe neugierigen Straßenpublikums drängte sich zwischen den luxuriösen Gefährten und dem Eisengitter des Vorgartens. Der Portier sprach an der Einfahrt mit einem Eingeweihten, als Purgstaller dort vorüberkam.

„Das war der Prinz Graez, der im Pelz vorhin. Und der Wagen dort drüben hat das schwedische Wappen. Vielleicht ist gar der Gesandte selbst oben bei Sterns."

Purgstaller kannte den Preis, den der Generalkonsul für die Ehre dieses hohen Besuches zahlen mußte. Er lachte bitter vor sich hin.

Nein, darüber kam er nicht hinweg, daß dies reizende, helläugige, frische junge Ding die Schwägerin dieses Fesca war, dieses Erzschelms, und daß sie sich nicht schämte, den durchsichtigen Künsten ihres Schwagers Vorschub zu leisten.

Trotzig verließ er die Villenstraße, steckte die Fäuste in die Taschen seines Paletots und kämpfte, den Kopf vorbeugend, gegen den scharfen Nordost an. Was ging ihn die Freiin von Tarrach an? Ihn, der von ihrem Schwager um Verdienst und Kredit betrogen worden war — vielleicht sogar um Ansehen und Ehre!

* * *

Am Morgen nach dem Empfang bei Sterns fand zwischen dem Grafen Fesca und seiner Frau noch vor dem Frühstück eine längere Auseinandersetzung statt. Marianne war im höchsten Grade unzufrieden mit dem gestrigen Abend — vor allem mit dem Auftreten ihres Gatten im Hause des Generalkonsuls. Sie sagte es ihm rund heraus: er habe sich in ihren Augen viel vergeben — und damit sicher auch in denen dieses ganzen Kreises! Er war erstaunt über ihre Auffassung und wollte ihr durchaus nicht recht geben. Im Gegenteil. Er hielt es geradezu für einen glänzenden Erfolg, daß er den Prinzen Graez zu dem Besuch hatte bewegen können. Sterns rechneten ihm das hoch an. Mit vereinten Kräften würde es ihnen nun schon gelingen, auch Ihre Durchlaucht umzustimmen.

Marianne zuckte die Achsel. „Ich kann dir nicht im einzelnen sagen: dies war überflüssig, jenes zu auffällig. Aber in den Fingerspitzen hatt' ich's: der ganze Eindruck war eben minderwertig."

„Ein glänzender Erfolg!" wiederholte Graf Fesca, jede einzelne Silbe betonend, jetzt schon stark gereizt.

„Nenne es so ... Meinetwegen. Aber das weiß

ich genau: noch so ein Sieg — und wir sind verloren."

„Verloren. Barer Unsinn. Wie ich diese Übertreibungen hasse!"

„Hast du Odd beobachtet?" fragte sie dann.

„Odd? Gewiß. Er war charmant wie immer. Er hat sich viel mit deiner Schwester unterhalten. Was willst du mehr? Ein Anfang ist gemacht."

„Er hat auch mit Herrn Purgstaller gesprochen. Und seit dem Augenblick — das laß ich mir nicht nehmen — hat sich irgend etwas in seinem Wesen geändert."

„In seinem Wesen gegen Steffi?"

„Das auch. Aber mehr noch in seinem Wesen gegen dich."

Der Kammerherr zeigte sein lässigstes Lächeln. „Das ist mir nicht aufgefallen."

„Eben das gibt mir zu denken: daß dir so etwas nicht mehr auffällt."

„Spitzfindig bist du geworden. Übertrieben ängstlich. Und das ist nicht nur töricht — sondern auch schädlich. In geschäftlicher Hinsicht direkt bedenklich."

Sie faßte sich in nervöser Ungeduld an den Hals. Manchmal, wenn sie eines inneren Ärgers nicht Herr ward, konnte sie nicht schlucken. „Ja — für solche Spekulationsgeschäfte eigne ich mich herzlich schlecht. Frau Stern ist auf diesem Gebiet bedeutend geschickter."

„Du könntest noch mancherlei von ihr lernen."

„Gewiß. Sie hat besondere Talente. Was sie zum Beispiel alles angestellt hat, um den Prinzen vor ihren Triumphwagen zu spannen ..."

„Bist du eifersüchtig?"

„Ich? Auf den Prinzen?"

„Nein — auf Frau Stern. Frauen vergeben einander ja viel leichter einen Fehltritt als einen Erfolg."

Sie warf den Kopf zurück. Nach kurzem Schweigen sagte sie spöttisch: „Ich gönne ihr beides."

„Du bist übler Laune, Marianne. Ich habe keine

Zeit, mich der zu opfern. Laß uns frühstücken. Um zwölf hab' ich mit Stern eine Konferenz."

„So. Er hat dich bestellt?"

„Bestellt? Unsinn ... Er hat mich gebeten, ihn zu besuchen."

„Und du mußt gehorchen." Sie preßte für ein paar Sekunden trotzig die Lippen zusammen. „Wenn ich nur dieses suffisante Lächeln von seiner Frau nicht mehr sehen müßte. Unausstehlich ist die mir."

„Wir können uns den Luxus nicht gestatten, unsern Verkehr nach dem eigenen Geschmack auszuwählen. Nach einer Laune. Und daß du dich nun plötzlich wegen jeder Kleinigkeit beleidigt fühlst ... Sei doch nicht kindisch, Marianne."

„Ich war in dir beleidigt. Du hast aber jedes Gefühl dafür verloren." Schroff wandte sie sich nach ihm um. „Ist dir denn auch deine persönliche Ehre ein Luxusgegenstand geworden?"

„Hör' schon auf. Ja? Tiraden sind mir fürchterlich verhaßt. Nun gar auf nüchternen Magen."

Sie nahmen das Frühstück schweigsam. Graf Fesca hatte einen großen Stoß Briefschaften durchzusehen. Wie stets befanden sich auch mehrere gerichtliche Zustellungen und Schreiben von Rechtsanwälten darunter. Er verzog keine Miene, während er sie las. Marianne beobachtete ihn. Im kalten, weißen Winterlicht, das den Frühstückserker in dem saalähnlichen Speisezimmer überflutete, erschien ihr sein Antlitz, trotzdem es nach dem sorgfältigen Rasieren frisch gepudert war, alt und vergangen. Die hundert kleinen Fältchen, die sich von den Augenwinkeln strahlenförmig über die Schläfe hinzogen, und der mokante Zug um seine schmalen Lippen gaben ihm etwas Schauspielermäßiges.

Vor dem Diener sprachen sie zur Not ein paar Sätze miteinander. Nur über Hauswirtschaftliches. Fesca erklärte, er könnte sich heute an keine Mahlzeit binden, er hätte zu viel Besorgungen zu erledigen. Es war Marianne nicht unlieb; sie konnte sich so bei

ihrer Mutter zu Tisch ansagen, die stets glücklich über jede mit ihr verlebte Stunde war. Um fünf Uhr wollte Fesca zu Hause eintreffen, um mit den Damen zum Jour der Fürstin Graez zu fahren.

Kühl trennten sie sich. Fesca versuchte es gar nicht mehr, den zärtlichen Gatten zu spielen. Auch in Gegenwart Dritter herrschte ein fast unpersönlicher Verkehrston zwischen ihnen. Neuerdings war Fescas Wesen noch um eine Nüance fremder geworden; vor Zeugen war er ausgesucht höflich gegen seine Frau.

Marianne hatte das Coupé ihrem Manne überlassen müssen. Sie machte sich zu Fuß auf den Weg zu ihrer Mutter. So luxuriös ihre Gesellschaftskleider waren, für die Straße vermied sie ängstlich alles Auffällige. Ihre ganze Erscheinung zog aber trotzdem die Blicke auf sich. Während sie die neue Prachtstraße, in der sie wohnten, entlang schritt, dem Zoologischen Garten zu, um sich dann rechts zu wenden, nach dem Wilmersdorfer Viertel, fing sie ab und zu aus weiblichem Munde eine Bemerkung über ihren fußfreien, tadellos sitzenden Tuchrock, ihre knappe Pelzjacke oder ihren geschmackvollen Pelzhut auf. Die eleganteren Männer wandten sich stets nach ihr um. Sie hörte es immer am Kürzerwerden der Schritte, sobald die Betreffenden an ihr passiert waren, und dann an dem schürfenden Geräusch der Sohlen bei der Drehung. Es fiel ihr nachgerade auf, wenn es einmal unterblieb. Dabei hatte sie einen unnahbaren Ausdruck. Ihre imponierende Größe trug dazu bei, und ein wenig auch die keck vorspringende Nase.

Als sie den Kurfürstendamm überschritt, sah sie auf der anderen Seite der breiten Straße Bekannte; die alte Dame im Nerzpaletot war die Exzellenz von Hallstätten. Ein lebhaft sprechender Herr in Gehpelz, Zylinder und weißledernen Handschuhen begleitete sie. Natürlich wollte sie die Exzellenz begrüßen. Aber als sie den gegenüberliegenden Bürgersteig erreicht hatte, erkannte sie in ihrem Begleiter den ungarischen Ge-

schäftsfreund ihres Mannes, Herrn von Terzaghi-Forgatsch. Sie erkannte ihn an seiner gelben Gesichtsfarbe und dem steif aufgewichsten schwarzen Schnurrbart, trotzdem er sein Gesicht fast völlig der alten Dame zugewendet hatte. Er sprach ungewöhnlich eifrig, er gestikulierte sogar. Frau von Hallstätten hörte mit etwas bekümmerter Miene zu; es machte auf Marianne den Eindruck, als ob Thema und Art der Rede des ungarischen Magnatensohnes ihr nicht sonderlich zusagten. Auf zehn Schritt Abstand etwa gewahrte die Exzellenz die ihr entgegenkommende Gattin des Kammerherrn. Ihre Lippen bewegten sich — in dem Lärm der Autos und Straßenbahnwagen vernahm Marianne natürlich keine Silbe — und gleich darauf fuhr der etwas erschrockene Blick des Herrn von Terzaghi-Forgatsch suchend in die Runde.

In derselben Sekunde durchschoß Marianne die Erkenntnis: ‚Sie haben über dich gesprochen!‘

Sie unterließ es, Ihre Exzellenz wie sonst immer nach dem Befinden zu fragen. Unter Kopfneigen und Hutziehen kam man rasch aneinander vorüber.

Ein unbehagliches Gefühl blieb für Marianne zurück. Ein Gefühl der Unsicherheit. Seltsam, wie sie in den letzten Tagen alle Welt voller Argwohn musterte: ob man sich ihr gegenüber auch nur in der winzigsten Äußerlichkeit gegen früher verändert hätte. Ihre selbstsichere Ruhe, ihr etwas hochmütiges Hinweggleiten über kleine Alltagsdinge und Zufälligkeiten hatten stets imponiert. Sie ärgerte sich, daß sie so kleinlich geworden war. Sie empfand es als Schuldbewußtsein. Im Weitergehen tadelte sie sich, daß sie nicht doch lieber ganz unbefangen, wie bisher immer bei solch einer zufälligen Begegnung, stehen geblieben war und die alte Dame begrüßt hatte. Was hatte sie zu fürchten? Aber gleich danach ertappte sie sich wieder auf der bangen Frage: ‚Was mögen sie über uns gesprochen haben?‘

Mußten die mißlichen Verhältnisse ihrer Finanz-

wirtschaft nicht doch schon in viel weiteren Kreisen bekannt geworden sein, als ihr Gatte annahm? Ihr hatte er das Allerschlimmste verschweigen können, weil sie bei ihrer Abneigung gegen alle Geldgeschäfte nichts davon hatte hören und sehen wollen. Aber der Kreis derer, denen ihr Mann verbunden war, schien sich in der allerletzten Zeit doch bedenklich ausgedehnt zu haben. Jeden Augenblick konnte ein Zufall Eingeweihte zu offener Aussprache zusammenführen. Und war erst dies einmal geschehen, dann ging das Unheil mit Riesenschritten seinen Weg.

Bei Sterns war sie sich wie in einer Zwangsjacke vorgekommen. Zum ersten Male, seitdem sie Fescas Frau war, hatte sie sich abhängig gefühlt. Ihre viel beneidete Stellung bei Hofe und innerhalb der Hofgesellschaft hatte sie sich vielleicht gerade dadurch errungen, daß sie im fröhlichen Bewußtsein ihrer Unantastbarkeit und in ihrer bekümmernisledigen Ruhe alle diplomatischen Schranzenkünste verlacht und für ihre Person verschmäht hatte. Das Kopfverdrehen, das Spielen und Bücken und Wispern der andern war ihr stets unwürdig erschienen. Sie hatte es ja auch nicht nötig gehabt. Wenigstens war sie bis in die allerletzte Zeit der Meinung gewesen. Je weiter sie sich von ihrem Mann entfernt hatte, desto seltener war ihr Gelegenheit zu einem Einblick in seine Spekulationen geworden.

Das eine stand bei ihr fest: Steffi und die Mutter durften von der jähen Veränderung nichts erfahren. Beide glaubten sie noch in vollem Glanz. Ihre Mutter wäre todunglücklich, wenn sie von den wahren Verhältnissen auch nur eine Ahnung hätte. Und mit Recht würden sie beide ihr einen schweren Vorwurf daraus machen, daß sie gerade in einer so verzweifelten Krisis sie überredet hatte, nach Berlin zu ziehen.

Nun schritt sie die Fasanenstraße entlang, bald darauf stand sie in dem Lift, in dem sie zu der allerliebst eingerichteten Wohnung ihrer Mutter hinauffuhr.

Die ganze Etage war mit Geschmack ausgestattet; auf der Diele, im Speisezimmer Täfelung, breite Schiebetüren mit Scheiben von Kathedralglas, im Wohnzimmer ein Kamin, in dem man mit Buchenholz ein Lustfeuer unterhielt, auf der hellen Diele zwischen den Palmen ein kleiner Springbrunnen, neben den beiden fensterreichen großen Schlafzimmern ein Marmorbad, die Warmwasserheizung hinter Bekleidungen, die in Farbe und Form geschmackvoll den Möbeln angepaßt waren. Man hatte überall den Eindruck gut verstandener neuer Wohnungskunst.

Vorzüglich paßte in das anheimelnde Milieu die feingliedrige schlanke Gestalt der Exzellenz. Anfangs hatte die Freifrau von Tarrach ein gelindes Gruseln überwinden müssen; sie war an altväterischen Hausrat gewöhnt, an die Einfachheit eines unmodernen ländlichen Haushalts, in jeder Hinsicht an die denkbar größte Bescheidenheit — und hier harrte ihrer ein stilvoller Ausschnitt aus einem Rokokoschlößchen. Allmählich erst lernte sie die Bequemlichkeit, die dieser neue großstädtische Wohnungsluxus bot, schätzen. Es gab keine Öfen zu heizen, warmes Wasser stand Tag und Nacht zur Verfügung, die helle Küche war ein wahres Putzstübchen, die Vakuumanlage machte das Aufräumen zu einer Beschäftigung, die keinerlei Körperkraft beanspruchte. — Kurz, die beiden Damen brauchten zur Bedienung wirklich nur ein einziges Mädchen, und ihr Haushalt bot dabei doch den von Marianne beabsichtigten und geforderten hochherrschaftlichen Eindruck. Wenn die Exzellenz von Tarrach in dem wundervollen Rokokosalon einem Besuch gegenübersaß, schwarz gekleidet, wie immer seit dem Heimgang ihres Mannes — mit ihrem blondmelierten, aber silberweiß gepuderten Haar, den immer noch schönen, überraschend hellen Augen, die beide Töchter von ihr geerbt hatten, mit dem gewinnenden, mütterlich behaglichen Ausdruck, der Frische im ganzen Wesen bei aller vornehmen Abgeklärtheit, dann wirkte sie stilvoll wie aus einem

Gemälde herausgeschnitten. Ihre Töchter hatten ihr das schon mehrmals gesagt. Sie waren beide geradezu verliebt in sie.

Die lange Trennung hatte zwischen Marianne und ihre nächsten Blutsverwandten etwas Fremdes getragen. Bei den kurzen Besuchen in früheren Jahren war man zu intimen Beichten, zu herzlichen Aussprachen nie gekommen, und von jeher war Marianne eine schlechte Briefschreiberin gewesen. Diesmal hatte die Mutter einen Anlauf gewagt, um sich über das eheliche Verhältnis ihrer Ältesten etwas genauer zu unterrichten. Doch stets hatte Marianne auszuweichen gewußt.

„Ihr jungen Frauen von heute!“ sagte die alte Dame mit bewunderndem Lächeln, als das Mädchen die Schiebetür von der Diele zum Wohnzimmer öffnete und die Gräfin Fesca in ihrer flotten Vormittagstoilette eintreten ließ. „Und nun gar ihr jungen Berlinerinnen!“

Marianne umarmte die Mutter und küßte sie leicht auf beide Wangen. „Worüber soll ich nun wohl eine Strafpredigt hören, Ma?“

„Predige ich? Nein, ich staune — und beneide. Wie ihr's fertig bringt, ihr Berlinerinnen, Tag für Tag einen ganzen Winter lang dies tolle Gesellschaftstreiben mitzumachen — und dabei gleich am frühen Morgen so frisch und prächtig auszusehen. Ich glaube, ich hielt's nicht acht Tage aus. Steffi zeigt auch, daß sie noch nicht akklimatisiert ist.“

„Was macht das Mädel? Wo steckt sie, die Kleine?“

„Ich hab' sie schlafen lassen. Nach dem Baden kam sie zu mir herein, aber ich war doch ein bißchen in Sorge; sie hatte ordentlich Ränder unter den Augen.“

„Schlecht geschlafen?“

„Ja. Wohl das Lampenfieber. Nun schon wieder der Hofball. Sie ist noch nicht so trainiert, wie ihr Berliner Völkchen. Ich hab' sie gleich nochmal ins

Bett gesteckt. Aber jetzt ist's halb zwölf. Da wird sie wohl bald erscheinen."

„Sie muß sich zusammenreißen. Hochsaison in Berlin — da heißt's wie in der Parade: Kopf hoch, Augen rechts, das Rößlein gut versammelt und in flottem Schritt an der Kritik vorbeigeführt."

„Welches Rößlein soll das sein, Kind?"

„Das Schicksal, Ma."

„Sieh mal an. Habt ihr klugen Berliner das so prompt an der Hand wie ein Paradepferdchen?"

Marianne hatte neben ihr Platz genommen und betrachtete die kunstvolle Applikationsstickerei, mit der die Mutter beschäftigt war. Sie pätschelte die fleißige weiße Hand. „Ja, liebste Herzensmama, euer Schicksal da draußen auf dem Lande hängt von Regen und Wind und Mißwachs ab. Wir hier in der Stadt können alle Tage Sonne haben, wenn wir wollen."

„Ihr Tausendsappermenter!"

„Denn irgendwo scheint sie hier immer, siehst du. Man muß sie nur aufzufinden wissen."

Sie dachten beide ein Weilchen darüber nach. Unvermittelt sprach Marianne dann über die Handarbeit. Es war die Vorderbahn aus einer Theater- und Konzerttoilette, die auf Mariannes Anregung und Kosten für Steffi geschneidert wurde. Marianne hatte den Entwurf von einem Künstler herstellen lassen und der Schwester zu Weihnachten geschenkt. Ursprünglich sollte das Kostüm in einem der modernen Salons für künstlerische Kleidung angefertigt werden. Als die Exzellenz aber den wahnsinnigen Preis hörte, der dafür erlegt wurde — gegen fünfhundert Mark — beschwor sie die Tochter, von der großen Ausgabe abzusehen. Es war ihr peinlich, dadurch aufs neue ihrem Schwiegersohn verpflichtet zu werden, mit dem sie doch so herzlich wenig Berührungspunkte hatte. So war denn die geschickte Hausschneiderin genommen worden, die Marianne sich für all die Modernisierungen eingerichtet hatte, mit denen sich die großen Geschäfte

nicht abgaben. Marianne kannte die guten Quellen, und an hübschen Einfällen fehlte es den drei Damen nicht. Steffi ging der Schneiderin sehr geschickt zu Hand, und die Exzellenz entsann sich vieler Talente, die sie auf dem Lande völlig hatte einschlafen lassen; sie war in der Kunststickerei ausgebildet, besonders ihre Applikationsstickerei konnte in keinem ersten Atelier sauberer ausgeführt werden.

Sie sprachen noch über den Fortgang der Arbeiten, als Steffi erschien, ein wenig blaß, ein wenig bedrückt.

„Mädel!" rief Marianne, sich selbst zu temperamentvoller Laune aufpeitschend. „Hast so herrlich lang geträumt? Wie? — Du, überall auf den Bäumen liegt frischer Schnee. Schau nur die alte Kastanie da hinten. Eine Märchenpracht ist das heute. Na — machst du auch muntere Augen?"

„Es ist lieb von dir, Mie, daß du nach uns siehst." Steffi küßte die Schwester und sah ihr ein Weilchen forschend ins Gesicht.

„Hast du schon nach dem Frühstück geläutet, Steffi?" fragte die Exzellenz besorgt.

„Anna hat mir vorhin den Porridge ans Bett gebracht. Mehr mag ich jetzt nicht."

„Aber du hast heute Anstrengungen, Kleinchen," sagte Marianne.

„Wir wollen wohl früh essen, um zwei Uhr — sagtest du nicht, Ma?"

„Ja. Damit du dich vor dem Anziehen noch ein Stündchen hinlegen kannst, Steffi."

„Kinder," sagte Marianne unternehmungslustig, „ich hätt' einen wundervollen Vorschlag. Schlüpft in eure Pelzjacken und kommt nach dem Neuen See mit. Wenn dort frisch gefegt ist, das Eis leidlich, dann lauf' ich mit Steffi ein halbes Stündchen, wir schlendern hernach alle drei durch den Tiergarten zurück, und ich esse bei euch einen Löffel Suppe mit — falls ihr ihn für mich übrig habt."

Die Exzellenz stand sofort auf. „An der letzten

Programmnummer halten wir jedenfalls fest, Mie. Dein Mann —?"

„Otto speist auswärts, er hat zuviel zu tun. Aber wenn du Umstände machst, tut mir's leid. Ehrlich: was soll's geben?"

„Nichts als Irish stew."

„Famos. — Aber da soll eure Anna ums Himmels willen die Küchentür zuhalten."

Lächelnd nickte die Exzellenz. Sie kannte den geradezu krankhaften Abscheu ihrer Tochter vor Küchengerüchen. „Inzwischen einigt ihr euch, wie?"

Ein Weilchen herrschte Schweigen, als sie allein waren.

„Was hast du, Steffi? Du bist unzufrieden. Sei doch ganz offen zu mir."

„Ich komme gern mit. Gewiß, Mie. Vielleicht tut mir's auch ganz gut."

„Ich meine was andres, Kleinchen. Denkst du, mich kann man täuschen wie unsre goldige Ma?"

Steffi ordnete an dem großen, krippenähnlichen Blumentisch, der zwischen zwei Fenstern ins Zimmer hereinstand, fühlte die Erde in den Töpfen daraufhin an, ob sie schon gegossen seien, entfernte da und dort ein welkes Blättchen. Sie ging noch mit sich zu Rate. „Ich habe schlecht geschlafen, weil ich so über allerhand nachgedacht habe. Natürlich hab' ich hier mehr zu denken als daheim."

„Hast über deine Zukunft nachgedacht? Was?"

„Über mich — überhaupt nicht."

„Sondern?"

Steffi schöpfte Mut. „Über dich, Mie."

Hüben und drüben am Blumentisch standen sie. Beide stützten sich leicht auf die Holzkanten. Mit ihren hellen, großen, dunkelbewimperten Augen musterten sie einander.

„Du hast irgend etwas Dummes — über mich — erfahren?" fragte Marianne leise und zögernd.

„Ein junger Architekt — ein Münchener — Joseph

Purgstaller heißt er — der hat gestern bei Sterns so ... so ganz ungeheuerliche Sachen hat er von euch gesagt. Wenigstens von deinem Mann."

„So. So. Hat er? ... Sprich nur weiter, Steffi. Gott, Kind, so sei doch nicht so quälend umständlich!"

„Mit Hohensaathen fing es an — einem Prozeß. Und dein Mann, sagte er, dein Mann hätte da viele Leute um ihr — ihr Geld ... Ach du, ich kann dir das alles gar nicht wiederholen. So abscheulich war's. Erst, wie er anfing, amüsierte ich mich ja. Ich merkte doch gleich, daß er gar keine Ahnung hatte, wer ich sei. Aber dann schämt' ich mich so. Und Odd war dabei — Gunnar Odd — weißt du, der Baron Odd, von neulich ... Vielleicht entsinnst du dich aber gar nicht."

„Ich sollte nicht?" Marianne atmete tief auf. „Ein Prachtmensch."

„Ja. Schon sein Blick. Nicht wahr?"

„Und sein warmer Ton," sagte Marianne sinnend. Sie schloß für ein paar Sekunden die Augen. „So, so. Er hat das alles mit angehört."

„Ja — und siehst du, ich konnte doch nicht sagen, daß das alles Verleumdung ist. Nicht wahr? Und es war auch gar keine Zeit, keine Möglichkeit, noch zu fragen ... Dein Mann kam und holte uns weg. Und mit dir konnt' ich doch auch nicht sprechen. Aber es war mir immer, als wartete Odd auf eine Erklärung oder ... Ich kann mich ja täuschen. Kurzum, ich hatte eine scheußlich unruhige Nacht."

Marianne hatte den Kopf gesenkt und preßte die Lippen trotzig zusammen. Sie nickte ein paarmal, klopfte mit der flachen Hand auf den Rand des Blumentisches und fragte dann zögernd: „Hast du etwa — irgendwas davon — Ma gesagt?"

„Nein. Natürlich nicht."

Nun griff Marianne hastig nach ihrer Hand und preßte sie. „Was auch kommt, Kind, — Ma keine Silbe verraten!"

„Du —?!“ Steffi sah sie starr an. „Ja, ist denn etwa — ist das wahr —?!“

„Ruhe, Ruhe, Ruhe!“ Marianne wandte sich nach der Tür um und lauschte. Man hörte auf der Diele das Mädchen mit der Hausfrau sprechen. Im Flüsterton, teils zögernd, dann wieder sich hetzend, fuhr Marianne fort: „Otto hat eine schwere Geldkrisis durchzumachen. Keine Angst — das ist nur vorübergehend. Natürlich läßt sich die Sache von verschiedenem Standpunkt aus verschieden beurteilen. Purgstaller ist gereizt. Er hat gleich einen Prozeß angefangen. Hätte er gewartet, dann wäre alles in Güte geordnet worden. Es ist ja schrecklich, daß sich das so getroffen hat. Aber mit Ruhe kommt man nun am besten darüber fort. Darum jetzt vor allem: nicht solche Augen, Kleinchen!“

Steffi hatte sich gesetzt. Der Schreck war ihr in die Glieder gefahren. „Um — Gottes willen!“ stieß sie aus, fast tonlos.

Die Stimmen draußen näherten sich. Marianne winkte der Schwester hastig zu. Gleich darauf öffnete sich die Tür — und die Exzellenz sagte lächelnd: „Nein, Mie, es reicht nicht. Der Küchenzettel muß doch geändert werden. Noch ein ganz winziges Vorgericht. Bist du böse?“

„Ach, goldige Ma, ganz wie es paßt!“

„Gut. — Wir haben also freie Hand, Anna ...“

Die Tür fiel wieder zu. Marianne eilte um den Blumentisch herum auf die Schwester zu, zog sie an sich und preßte ihren Kopf an ihren Hals. Es war ihr vor Erregung kaum möglich, zu sprechen. „Mach mir's doch nicht noch schwerer, Steffi. — Kopf hoch, ich bitte dich! — Du, ich ertrag's einfach nicht ... Wenn Ma etwas merkt, dann — — ich weiß nicht, was dann geschieht.“

Steffi hatte ihr Taschentuch gezogen, hauchte es an und drückte es darauf gegen die Augen, die sich gefeuchtet und gerötet hatten. Heftig nickte sie dabei. „Ich will mir ja — alle Mühe geben.“

„Und nicht nur vor Ma. Kein Mensch darf ahnen ... Kein Mensch ... Pst! ...“ Mit ganz veränderter Stimme fuhr sie fort, im Augenblick, da die Tür wieder aufging: „Ja, nicht wahr, so wollen wir's halten ... Du, vielleicht kommt auch Eitel Fritz mit seiner Frau aufs Eis ... Das wäre sehr leicht möglich. Er muß sich doch tüchtig trainieren, um schlanker zu werden ... Und ganz bestimmt sehen wir die Prinzessin Leopoldine. Von halb eins bis eins hat sie da eine Art Cercle. Du bist ihr dann heute nachmittag schon bekannt, weißt du. Denn zum Tee kommt sie sicher. Und ich wollte sowieso mit ihr sprechen ...“

Die Exzellenz war keine Spielverderberin. Von erstaunlicher Frische bei allem, was sie angriff, fügte sie sich ohne jede Widerrede in Mariannes Entscheidung. Sie zeigte sich gern in der Gesellschaft ihrer Töchter; sie war stolz auf die hübschen Gestalten. Marianne hatte dafür gesorgt, daß die äußere Erscheinung ihrer Mutter gut zu der ihrer Begleitung stimmte. Die kostbare Pelzausstattung von echtem Seal, die die Freifrau von Tarrach trug, erkannte heute niemand mehr als früheres Eigentum der Gräfin Fesca. Nach der Umarbeitung saß sie der Exzellenz vorzüglich. Die alte Dame lebte freilich im Glauben, daß sich's nur um eine gut ausgefallene Imitation handelte.

Die Sonne stand wolkenlos am Winterhimmel. In die blaue, kalte Luft ragten die glitzernden, schneebedeckten Baumkronen. Es war ein herrlicher Tag. Auf dem Fahrdamm der Straßen war der Schnee schon getaut, ein Heer von Arbeitern schaufelte die dunkelnden Massen zusammen. Aber auf weiten Flächen im Tiergarten lag er noch unberührt.

In langem Zuge strebte alt und jung aus der Stadt den Eisbahnen zu. Auf dem Neuen See waren kleinere Abschnitte blank gefegt. Da tummelten sich schon zahlreiche Schlittschuhläufer.

Um diese Stunde besaß das dem Sport sich hingebende Publikum ein ganz anderes Aussehen, als

nachmittags, wo Backfische und Schüler die Bahn beherrschten. Außer den Kunstläufern, um die sich gewöhnlich ein ehrfürchtig staunender Kreis versammelte, gab es noch andre Sehenswürdigkeiten. Nicht selten, daß Mitglieder der Hofgesellschaft auf dem Eis erschienen. Zuweilen wurde dann ein Teil der Bahn durch eine Schnur abgetrennt. Das war heute nicht der Fall. Die Aufräumungsarbeiten beschränkten die Benutzung noch zu sehr.

Marianne hatte beim Verlassen des Hauses in der Fasanenstraße von der Portierloge aus dem Diener telephoniert, daß er ihr die Schlittschuhe nach dem Neuen See bringen sollte. Als die drei Damen eintrafen, wartete er schon an der Kasse.

„Ich komme mir jetzt vor wie die Henne, die Entlein ausgebrütet hat,“ sagte die Exzellenz lächelnd, als ihre beiden Töchter auf den vom Diener rasch untergeschnallten blanken Stahlschienen dicht ans Ufer kamen, um sie dann in schwungvollen Bogen ein Stück Weges zu begleiten.

Sie verabredeten für Punkt halb zwei Uhr ein Rendezvous an der Kasse. Fröhlich den jungen schönen Gestalten nachschauend, setzte die Exzellenz ihre Wanderung fort. Sie sollte den ganzen See umkreisen, mehrmals, denn Orientierungssinn besaß sie nicht, und sie fürchtete sich zu verirren, wenn sie sich in entferntere Gebiete des Tiergartens wagte.

Steffi hatte in den letzten Wintern auf dem Lande wenig Gelegenheit gehabt, sich in der Eislaufkunst zu üben, da der Parkteich nur selten zugefroren war. Aber ihre Schwester war so sicher, daß sie sich ihrer Führung ruhig anvertraute. In der kurzen Zeit hatte Marianne ihr das „Holländern“ beigebracht. Wenn Marianne ihr durch einen energischen Druck — besonders nach der linken Seite — nachhalf, dann fielen die Bogen nun schon ganz gleichmäßig aus. Steffi ermüdete bloß noch leicht, sie ward auch ziemlich bald heiß.

Mehrmals bat Steffi die Schwester, sie ein wenig

ausruhen zu lassen. Die Pausen benutzte Marianne, um eine neue Figur zu üben. Sie fuhr im Doppelbogen nach rechts außen, so daß eine 3 entstand, und beschrieb darauf einen neuen, größeren Bogen nach innen, mit einer eleganten Schleife zum Endpunkt der 3 zurückkehrend, um dieselbe Figur anzuschließen, immer wieder, im Kreise gleichmäßig, um einen nicht berührten Mittelpunkt. Eine Anzahl Läufer stellte die Fahrt ein und bildete Parkett für sie.

Plötzlich — kurz bevor sie dazu kam, die Figur zu beenden — entdeckte sie unter den Läufern, die soeben den Anschnallplatz verließen und hierher steuerten, den Baron Odd.

Sie hatte ihn erst ein einziges Mal auf dem Eise gesehen. Das war gleich nach Neujahr. Damals war er ihr noch nicht vorgestellt gewesen. Sie hatte seine grandios entwickelte Kunst aber sehr bewundert, denn er war unstreitig einer der besten Schlittschuhläufer, die sich je auf dem Neuen See gezeigt hatten. Vielleicht genierte ihn das Publikum hier zu sehr, da er sich so selten sehen ließ.

Marianne änderte in dem Augenblick, da sie den Schweden in seinem eigenartigen Dreß gewahrte — er trug einen enganliegenden Sportsanzug mit Gamaschen und eine runde, schildlose, weiße Wollmütze — ihre Figur. Sie warf sich auf den linken Fuß, schwang sich in großem Bogen um die in ernsten Gedanken dastehende Schwester herum und flüsterte ihr zu: „Kopf hoch, Mädel! Augen blank geputzt! Da ist Odd!“

Gunnar Odd hatte die Gräfin Fesca in dem flinken Durcheinandergleiten der rasch angewachsenen Schar für ein paar Sekunden aus den Augen verloren. Als er an die Stelle kam, wo er sie vom Anschnallplatze aus gesehen, blickte er sich suchend um.

In einem wundervoll geführten Bogen warf sich Marianne soeben wieder auf das linke Eisen, beschrieb eine Schleife und zog rückwärts laufend in langen Bahnen aus.

Er war im Nu bei ihr, bremste scharf, die Spitze kurz ins Eis bohrend, und begrüßte sie.

„Eine Ewigkeit, daß Sie sich hier nicht haben blicken lassen, Gräfin ... Ich sah Sie bloß einmal vor zwei Wochen.“

„So — damals haben Sie mich gesehen?“

„Ja, ich fragte gleich nach Ihnen. — Sie laufen schwedische Schule.“

„Mein Lehrer war ein Finnländer. — Übrigens hab' ich mich damals auch unter den Zaungästen befunden, die Ihre Kunst bewunderten. Ich erzählte noch daheim: Sie trieben schwebende Geometrie.“

„Bei uns zu Hause haben wir größere Flächen. Da wird man kühner. ‚Schwebende Geometrie‘ — das ist charmant ausgedrückt. Wie ist Ihnen der gestrige Abend bekommen, Gräfin?“

„Bevor wir ein so gewaltiges Thema anschneiden, müssen Sie erst meiner Schwester guten Tag sagen.“

„Oh — das gnädige Fräulein ist auch hier?“

Marianne hatte sich in einem Bogen an Steffis Seite gesellt, nahm über Kreuz ihre Arme und zog sie mit sich. Odd begrüßte sie während der Fahrt. Nachdem sie eine Strecke weit nebeneinander gelaufen waren, löste Marianne ihre Rechte und hielt sie dem Schweden hin. Der nahm sie sofort, und nun begann ein prachtvolles Bogenfahren zu dritt. Steffi fühlte, daß sie nur noch auf den Außenkanten lief. Das war ein leichtes, schwungvolles Schweben.

Aber das Herz war ihr um so schwerer. Wie einen Stein trug sie's in der Brust. Sie antwortete wohl auf Odds Fragen, aber die eigene Stimme klang ihr ganz fremd. Mehrmals fühlte sie einen festen, ermunternden Druck auf ihren Fingern, die in Mariannes Muff steckten. Sie begriff nicht, woher die Schwester die Leichtigkeit nahm, die virtuose Geschicklichkeit, sich zu verstellen.

Nachdem sie zweimal die Bahn durchmessen hatten, in eleganten Bogen dem Verkehr ausweichend,

stemmte sich Steffi zurück. Sofort hielten die andern beiden.

„Ich kann nicht mehr!“ sagte sie erschöpft.

„Wir sind zu scharf gelaufen?“ fragte Odd.

„Bleiben wir ein Weilchen hier stehen — plaudern und verpusten!“ schlug Marianne vor.

„Nein, ich — ich möchte nicht sprechen. Ich bin so erhitzt. Besser, ich bleibe allein, Mie ...“

Sie war ganz atemlos. ... Marianne maß sie mit einem unbehaglich prüfenden Blick. Dann winkte sie ihr aber freundlich zu. „Gut, Steffi. Wenn du ausgeruht bist, meldest du dich.“

„Inzwischen zeigen Sie mir die Figur, Gräfin, die Sie vorhin übten. Ich habe sie noch nicht ganz erfaßt.“

Kreuzweise die Arme verschränkend, liefen sie einem unweit vorüberführenden Durchgang zwischen dem Ufer und einer kleinen Insel zu.

„Das war nun eben gar nicht nett von Ihnen, Baron Odd,“ sagte sie, indem sie stehen blieb, die Stahlspitze ins Eis bohrend.

„Was war nicht nett?“

„Sie hätten doch ein wenig bekümmert sein können.“

Überrascht wandte er sich um, Steffi nachblickend, die langsam weitergefahren war. „Oh — Sie haben recht, Gräfin. Ich war zerstreut. Verzeihen Sie.“

„Ich habe ja nichts zu verzeihen.“

Er hielt noch immer ihre Hand fest. „Ich hatte mich so stürmisch gefreut, Sie hier zu finden. Seit damals, wo ich Sie hier sah, hab' ich mir immer Mühe gegeben, Ihnen zu begegnen.“

Sie entzog ihm ihre Hand. „Nun legen Sie's allerdings darauf an, daß ich Ihnen etwas verzeihen muß.“

„Durft' ich das nicht sagen?“

„Die landesübliche Galanterie ist um einen Point überschritten.“

„Und eine andre Galanterie als die landesübliche dulden Sie nicht?"

„Wenn darunter andre leiden müssen?" Sie blickte in die Richtung, in der Steffi im Gewühl verschwunden war.

Dann begann sie ihre Figur. Sie hielt sich nicht ganz so aufrecht wie sonst, vielleicht, weil sie sich selbst und die schulgerechte Ausführung der Bogen fortgesetzt beobachtete. Nur wenn sie die große Schleife nach außen machte und dabei ihrem aufmerksamen Zuschauer das Gesicht zuwendete, hob sie den Kopf. Odds Blick saugte sich jedesmal an ihr fest. Sie fühlte es wie eine körperliche Zärtlichkeit. Bei den letzten Bogen sah sie über ihn hinaus.

Während dieser ganzen Zeit hatten sie nur über technische Dinge gesprochen. Er beherrschte die schulgemäßen Bezeichnungen nicht, wußte sie nicht korrekt zu übersetzen, und sie half ihm aus. Aber sie hatten beide die Empfindung, daß sie an ganz andre Dinge dachten. Und auch das glaubte eins vom andern genau zu wissen.

„Nun wollen wir aber zurück!" drängte Marianne etwas atemlos. Und da er sie unter dem Vorwand einer technischen Frage zurückhalten wollte, fuhr sie fort: „Meine Schwester wird ungeduldig. Sie wird wirklich schlecht von Ihnen behandelt."

„Ich wäre untröstlich. ... Aber ich hatte nie die Absicht."

„Sie haben Gelegenheit, heute nachmittag alles nachzuholen."

„Oh — heute nachmittag werde ich mich dispensieren."

Groß sah sie ihn an. „Zur Fürstin Graez — wollen Sie nicht kommen? Weshalb wollen Sie absagen?"

„... Wie wäre es, wenn wir die Figur einmal zusammen probten?"

Sie gab ihm ihre Hände über Kreuz. „Erst links der Doppelbogen — dann müssen wir changieren. ...

Eins, zwei ... Sagen Sie, Baron Odd, weshalb wollen Sie absagen?"

Mit großartiger Verve riß er sie herum, und sie fuhren beide den weiten Bogen rückwärts, sich trennend, changierend, sich wieder vereinigend. Hand in Hand begannen sie die Figur darauf von neuem.

Am Ufer waren einzelne Spaziergänger stehen geblieben. Auch auf dem Eise sammelte sich Publikum an.

„Ich bin ärgerlich, daß ich Ihrem Manne gestern gefolgt bin."

„Zu Sterns?"

„Ja."

„Mrs. Ethel ist doch eine sehr geschmackvolle Frau. Und eine Schönheit. Alle Herren schwärmen von ihrem blonden Haar."

„Das nicht echt ist," sagte er trocken.

„Echt gewiß. Höchstens gefärbt."

Nun lachte er. Sie kamen darüber aus der Richtung und mußten die Figur unterbrechen. Er gab ihre Hände aber auch jetzt nicht frei. „In dem Hause ist noch mehr gefärbt als das Haar der Hausfrau. Stimmt es?"

„Sie werden mich nicht verleiten, noch indiskreter zu werden, als ich's — leider — eben war."

„So herzlich sind Sie befreundet mit diesen Leuten?"

„Ich bin gar nicht befreundet mit diesen Leuten. Mein Mann protegiert sie."

„Und Sie sind eine sehr getreue Frau?"

„‚Getreu' heißt es im Deutschen nicht."

„Ich meine nicht treu. Ich meine gehorsam."

„Gehorsam ist eine moderne Frau überhaupt nicht. Und im Hause Fesca ..." Sie brach unvermittelt ab. „Wollen wir die Figur noch weiter üben?"

„Ihre rechte Hand, Gräfin ... So ... Es ist ein Jammer, daß die Flächen hier so klein sind. Ich denke, es müßte sehr schön sein, bei diesem herrlichen Winterwetter eine große Fahrt zu machen."

„Die Havelseen kennen Sie wohl gar nicht? Wenn das Eis dort erst trägt, dann müssen Sie einmal mitkommen. Im vorigen Winter lief ein Teil der Hofgesellschaft öfters die ganze Strecke von Potsdam bis Spandau. Das war ein fröhliches Bild. Ich sagte meiner Schwester schon, sie müßte tüchtig üben, um sich einzulaufen. Aber nun gibt's alle Tage Komiteesitzungen, Tanz und Feste."

„Die Feste unter dem klaren Sonnenhimmel ziehe ich denen unterm Kronleuchter vor."

„Weil sie seltener sind."

„Gesünder."

„Gehören Sie auch zu den neuen Gesundheitsaposteln?"

„Gesundheit ist eine Religion. Allerdings: die Gesundheit in jeder Hinsicht, körperlich, geistig, ethisch."

„Das wird ja ein ernster Vortrag."

„Ich möchte Sie nicht langweilen. Nur weil Sie vorhin eine Erklärung dafür wollten, daß ich an diesen Komiteesitzungen nicht teilnehmen will."

„Die erscheinen Ihnen also ungesund?"

„Ja. Mehr als das. Verlogen."

„Hui!" Sie ließ seine Hand los und brach die Figur ab. „Was ist das für ein scharfes Wort!"

Er lächelte fast etwas unbeholfen. „Gewiß gibt es im Deutschen ein Wort, das besser klingt. Aber ich kenne es noch nicht. Verzeihen Sie. Ja?" Wieder streckte er die Hand aus, um die Figur noch einmal zu beginnen.

„Jetzt bin ich zu müde geworden. Ich habe auch keine Lust mehr. Bitte, schauen Sie sich doch einmal um, ob Sie nicht meine Schwester entdecken."

„Mir ist fast so, als wäre sie das dort drüben."

„Wo?"

„Am Land. Da — bei der alten Dame ... Das ist doch sicher Ihre Frau Mutter?"

„Sehen Sie's an der Ähnlichkeit?"

„An den Augen. Gleich, als ich Ihnen zum ersten

Male begegnete, da mußt' ich immerzu Ihre Augen ansehen. So hell, so klar — und so unergründlich."

„Ist das nun ein Kompliment — oder ein Vorwurf?"

„Beides."

„So, nun werden Sie verabschiedet."

„Sie schicken mich fort? Ich bin wirklich ganz traurig."

Sie zuckte leicht die Achsel. „Als ich mich damals erkundigte, wer Sie wären, da sagte man mir Ihren Namen und fügte hinzu: der größte Schwerenöter von ganz Skandinavien."

„Da hat man mir schweres Unrecht getan."

„Ja. Das hat man. Ich weiß das jetzt."

„Das klingt wie eine Anklage, nicht wie eine Verteidigung."

„Es ist mein Urteil über Sie, lieber Baron Odd. Vorhin haben Sie meine Schwester gekränkt — nun tun Sie mir weh."

„Das kann ich nie wieder gut machen?"

Ein paar Sekunden überlegte sie. „Kommen Sie heute nachmittag ganz artig, wie abgemacht, und trinken Sie bei der Durchlaucht Ihre Tasse Tee."

„Gut. Wenn Sie befehlen, gehorche ich."

„Nein, ich bitte."

„Damit machen Sie mich glücklich, Gräfin. Ich komme." Er beugte sich auf ihre Rechte und küßte den Handschuh.

Noch eine kleine Weile hielt sie dann seinen Blick aus, lächelnd, leicht erregt. Ohne sich um das Publikum zu kümmern, das sich inzwischen in respektvollem Umkreis angesammelt hatte, nahm sie in lang ausziehenden Bogen, den Körper weit nach links oder rechts wiegend, den Kurs auf den Ausgang.

Als sie wenige Minuten später, von den Schlittschuhen befreit, bei Steffi und der Mutter anlangte, sah sie beide nach der Eisbahn zu grüßen. Sie wandte sich um und grüßte noch einmal mit. Es galt Odd.

„Schade, Steffi, daß du uns ausgerissen bist!“

Steffis Teint war trotz der Kälte ganz blaß. Ihre Augen waren matt, ihr Blick unsicher. „Es war mir eiskalt geworden,“ sagte sie.

* * *

Gunnar Odd war Temperamentsmensch. Darin lagen seine Vorzüge und seine Fehler. Fesselte ihn ein Frauenauge, ein Lied, ein Kunstwerk, ein Gespräch, so gab er sich ganz und gar dem Eindruck hin, und die übrige Welt existierte für ihn kaum mehr. Aber Beständigkeit gehörte nicht zu seinen Charaktereigenschaften. Ein neuer, noch lebhafterer Eindruck konnte rasch den alten verdrängen. Er staunte nun selbst darüber, daß er — seit jenen ersten Begegnungen auf dem Eise und bei der Cour — in seinen Gedanken so gar nicht mehr von dem Schwesternpaar mit den seltsam hellen Augen loskam. Immerzu beschäftigte er sich mit ihnen.

Die Freiin von Tarrach besaß mehr inneren Gehalt als ihre Schwester. In ihrem Blick lag ein rührend hilfloser Zug, etwas Hingebendes, schüchtern Bittendes. Die Gräfin Fesca dagegen hatte das Selbstbewußtsein der vielumschwärmten Weltdame. Und ihre großen, hellen und doch so unergründlich tiefen Augen enthielten manches Rätsel, manches Geheimnis.

Die pikantere von beiden war unbedingt Frau Marianne. Auf dem Jour der Fürstin Graez widmete er sich fast ausschließlich den beiden Schwestern. Es interessierte ihn selbst, festzustellen, welche von beiden den Sieg davontragen würde.

Ernste Gedanken machte er sich bei der einen so wenig wie bei der andern. Er hatte sich beim Antritt seines ehrenvollen Amtes fest vorgenommen, sich auf dem Kontinent unter keinen Umständen in Fesseln schlagen zu lassen. Daß er sich später einmal verheiraten würde, das erschien ihm ja unvermeidlich. Aber bis dahin hatte es noch lange, lange

Zeit. Und selbstverständlich mußte seine Frau Schwedin sein.

Für einen Flirt erschien ihm die kleine Freiin von Tarrach seit heute zu schwerfällig. Am Vormittag — auf dem Eise — war sie ihm geflissentlich ausgewichen. Ein flottes Geplauder wollte auch jetzt durchaus nicht mit ihr zustandekommen. Immer klebten ihre Blicke ängstlich fragend an der Schwester — oder auch an dem Grafen Fesca, der sich für die Arrangements der großen Wohltätigkeitssache so mächtig ins Zeug legte.

Ihm war die ganze Art des Kammerherrn lästig. Seine Bemühungen um Herrn und Frau Stern erschienen ihm stillos — geradezu servil. Sie hätten ihm mißfallen müssen, auch wenn nicht schon der Gesellschaftsklatsch, der da und dort sein Ohr streifte, seinen Argwohn rege gemacht hätte.

Daß an den Gerüchten von der Erschütterung der Stellung Fescas irgend etwas Wahres sein mußte, das ersah er aus der fast scheuen Art von Fescas kleiner Schwägerin. Die Freiin von Tarrach konnte keine Komödie spielen — ihr stand das böse Gewissen auf der Stirn geschrieben.

Ganz anders die Gräfin Marianne. Entweder war sie in der Verstellungskunst ein Genie — oder die Gerüchte übertrieben maßlos. Denn Frau Marianne stand in diesen Stunden himmelhoch über allen kleinlichen Anfechtungen, sie ward anscheinend nur von dem einzigen Wunsch verzehrt: die Schönste, die Bezauberndste im Salon der Fürstin Graez zu sein.

„Ein großartiges Temperament!" sagte Exzellenz von Hallstätten zu Gunnar Odd. „Sie ist dem guten Fesca ein Herzogtum wert. Mit der Frau Arm in Arm — kann man ruhig sein Jahrhundert in die Schranken fordern. Wenn's sein muß: sogar die Grafenkrone verjuxen!"

Es kam nicht dazu, daß Odd den ob seiner scharfen Zunge gefürchteten Hofmann um nähere Erklärungen

angehen konnte, der Wechsel in den Gruppen war zu schnell und unvermittelt.

Die Fürstin Graez zeigte ihr Wiener Blut. Steifigkeit kannte man in ihrem Hause nicht. Auch die Regimentskameraden ihres Sohnes bewegten sich in ihren Salons freier und ungezwungener als sonstwo. Und wohl nirgends in ganz Berlin ward mehr die Cour gemacht als bei Ihrer Durchlaucht. Die lauschigen Plauderwinkel, die der Geschmack der Hausfrau überall geschaffen, forderten dazu heraus, sich in keckem Flirt abzusondern, inmitten des köpfereichen Durcheinanderwogens selige Inseln der Zweisamkeit zu bilden.

Die Wohnung lag hochparterre am Königsplatz. Ein schöner alter Garten schloß sich rückwärts an, noch ein Stückchen Tiergarten. Heute war die Tür, die zur Terrasse führte, natürlich geschlossen. Aber Eingeweihte erzählten beglückt von lauen Sommernächten, in denen man vom Tanzsaal aus erhitzt und melodieentrunken in das kleine Gärtchen da hinten spazierte, Arm in Arm dem Nachtigallengeschluchze lauschte und allerlei Liebesgelöbnisse eintauschte — die freilich nicht immer gehalten wurden.

Ein Hauch von süßem Leichtsinn lag über allem, was mit der silberhaarigen, humorbegabten und welterfahrenen Durchlaucht in Verbindung stand.

Gunnar Odd war hellhörig. Schon mancherlei hatte ihm da und dort indiskreter Jugendübermut über die Feste der Fürstin Graez ausgeplaudert. Heute zum ersten Male packte ihn die Stimmung, der „genius loci“: so oft er dem Blick dieser hellgrauen, großen Augen begegnete.

Was beraten ward, entging ihm. Für die Geschäftigkeit des Grafen Fesca hatte er nur ein ironisches Lächeln. Er interessierte sich für das Thema dieses Wohltätigkeitsunternehmens ganz und gar nicht. Und es entzückte ihn, daß Frau Marianne auf seinen Neckton einging. Während in den meisten Gruppen eifrig über den Golterschen Plan gesprochen wurde, über den sich

der Kammerherr in eifriger Rede ausgelassen hatte, bildete Odd mit der gutgelaunten Gräfin die Bank der Spötter.

Mehrmals versuchte sie, ihre Schwester hineinzuziehen. Sie tat es in charmanter Art, mit einem gewissen mütterlich hätschelnden Ausdruck. Aber die Freiin von Tarrach zeigte sich nicht auf der Höhe der Situation. Ihr Ton war zu ernst, ihr Blick zu verängstigt, ihre Miene zu gespannt — kurz, in ihrem Beisein litt die Stimmung, sie bekam etwas Frostiges, Gezwungenes.

Unter den hundert Vorschlägen für das große Fest, die von den eifrigsten Gästen gemacht wurden, befand sich auch der des Herrn Terzaghi-Forgatsch: an dem Festabend ein Kabarett aufzutun. Nicht berufsmäßige Künstler, sondern Herren und Damen der Hofgesellschaft sollten darin ihre Talente zum besten geben.

Die Fürstin Graez fand die Idee ausgezeichnet, und es wurde eine Liste der Künstler, die da in Betracht kamen, aufgestellt. Als Fesca meldete, daß Baron Odd ein großes Vortragstalent besäße, trat sofort der Sohn des Hauses einen Werbegang an.

Er traf den Schweden im Terrassenzimmer an der Balkontür im Gespräch mit dem Schwesternpaar und noch einigen andern jungen Leuten. Es war da der Plan gefaßt worden, den ersten Tag, an dem die Eisbahn auf den Havelseen freigegeben würde, zu einer gemeinsamen Schlittschuhpartie zu benutzen. Stunde und Ort des Stelldicheins standen schon fest, es fehlte nur das Datum. Sobald die Abendblätter die Nachricht von der Freigabe brächten, sollte der andere Morgen für die Fahrt festgehalten werden. Eine telephonische Anfrage im Hause Fesca genügte dann.

„Durchlaucht — Sie reißen uns aus allen Himmeln!“ rief Odd, als der Prinz ihn holen kam. „Wir schwelgen hier in Gedanken schon in weißem Schnee und goldener Sonne ...“

Die junge Schar stimmte übermütig ein. Natürlich

ward der Prinz auch eingeladen, sich an dem winterlichen Ausflug zu beteiligen. Er sagte gern zu, wandte sich darauf aber mit einer drolligen Armesündermiene an Odd: „Tun Sie mir die Liebe an und melden Sie sich bereit. Wenigstens zu einer einzigen Vortragsnummer. Ich werd's Ihnen noch im Fegefeuer dankbar gedenken."

„Wenn ich dort schmore?" fiel Odd lachend ein.

„Nein, ich. Selbstverständlich. Ich habe ja schon heute einen Vorgeschmack."

„Wer tut Ihnen denn etwas zuleide?" fragte Marianne.

„Ach, gnädigste Gräfin, mir ist der Kopf tüchtig gewaschen worden. Wegen eigenmächtigen Vorgehens in Sachen Keltinghausen kontra Stern."

„Erzählen Sie!"

„Ich werde mich hüten." Der Prinz lachte. „Es fehlte nicht viel, und ich wäre zur Strafe in die Ecke gestellt worden." Er wandte sich wieder Odd zu. „Helfen Sie mir also den Zorn der Göttinnen besänftigen."

Odd empfand die Nötigung unangenehm, ließ es den Boten aber nicht entgelten. „Meine Musik ist mehr dazu angetan, den Unwillen der Göttinnen herauszufordern."

„Sie sollen eine verführerisch schöne Stimme haben."

„Das ist Verleumdung."

„Und ein glänzendes Repertoire. In Stockholm hätten Sie bei Hofe gesungen, heißt es."

„Und habe mich damit bei der Königin unmöglich gemacht."

„Was haben Sie vorgetragen?"

„Schelmenlieder. Von Belmann."

Ein allgemeiner Ausruf des Entzückens. Der Prinz faßte ihn sofort am Ärmel und zog ihn mit sich fort. „Ich schwöre Ihnen zu, Baron Odd, hier nimmt es Ihnen kein Mensch übel, wenn Sie Schelmenlieder singen."

„Aber sie sind doch schwedisch!“

„Um so besser. Niemand versteht sie. Also können Sie alles wagen.“

Nun war des Drängens und Quälens kein Ende. Die Mehrzahl wollte, daß Odd sofort eine Probe seines Könnens ablegte. Aber er sträubte sich entschieden. Er konnte nicht ohne Begleitung singen und zwar war er an seine eigene Begleitung auf der Guitarre gewöhnt. Man schlug vor, das Instrument holen zu lassen, doch er blieb standhaft. Der Hausfrau versprach er indes, sich für ihren nächsten Jour auf einen Vortrag vorzubereiten.

So lebhaft und angeregt die Stimmung von Anfang an auch gewesen war: früher als hier üblich brach man auf, denn in der Hochflut der Winterfestlichkeiten war kein Abend ohne Verpflichtungen; Diners und Privatbällen folgten Hofball und Galaoper.

Ein wirkliches Ergebnis hatte man noch immer nicht zu verzeichnen. Der Plan des Professors Golter, auf dem Wohltätigkeitsfest Alt-Wien in lebenden Bildern vorzuführen, hatte zwar den ungeteilten Beifall der ganzen Gesellschaft gefunden — die Prinzessin Leopoldine schien sogar ganz entzückt davon — aber der Mehrzahl war ein Zusammengehen mit der Gruppe Stern unsympathisch.

Prinz Graez suchte bis zum letzten Augenblick die Sache humoristisch zu nehmen. Einen vollen Sieg errang er nicht. Die Hausfrau brach schließlich das Gespräch rasch ab, als die Gräfin Keltinghausen viel erregter, als sie sie je gesehen, erklärte: für eine ganze Reihe dürfte die Mitwirkung andrer Kreise als der hier vertretenen die „Kabinettsfrage“ bedeuten.

Aus dem Stimmengewirr, das beim allgemeinen Aufbruch herrschte, suchte sich Gunnar Odd über den Stand der Dinge zu unterrichten. Beim Anziehen der Überkleider in der engen Garderobe besprachen sich — zufällig ganz in seiner Nähe — zwei Damen.

Er kannte nur die eine von ihnen: Exzellenz von Hallstätten.

„So kommen wir nicht vorwärts,“ hörte er ihre Begleiterin sagen. „Ich begreife Keltinghausens nicht. Sie haben doch in früheren Jahren mit noch ganz andern Leuten im Komitee gesessen als mit Sterns. Was ist gegen die im Grunde einzuwenden?“

Die Exzellenz hatte ihr wissendes, überlegenes Lächeln. „Die Opposition richtet sich doch nicht gegen den unglücklichen Generalkonsul und die hübsche Mrs. Ethel.“

„Sondern?“

„Sie fragen? Eine Kraftprobe gegen Fesca.“ Da die Exzellenz beim Umwenden den jungen Attaché gewahrte, der den Fescaschen Damen heute nachmittag so auffallend den Hof gemacht hatte, wandte sie sich rasch ab.

Was Odd hier im Hause der Fürstin Graez gehört hatte, war ja bei weitem nicht so plump wie die Anklage, die der junge Münchener Architekt gegen den Besitzer des restaurierten Rokokoschlößchens Hohensaathen geschleudert hatte. Aber deutlich genug konnte man den Andeutungen doch entnehmen: es war etwas im Werke gegen den Kammerherrn.

In dem Herrenklub, in dem er sich öfters spät abends noch auf eine Zigarettenlänge zeigte, gab es kaum eine Brücke zu dem Fescaschen Kreise. Er brachte im Gespräch absichtlich mehrmals den Namen an, fragte auch einen der Herren, der gleich ihm bei Hofe verkehrte, direkt nach dem Kammerherrn. Doch auch hier ward ihm zunächst nur die Auskunft, der Graf Fesca sei Persona gratissima, stünde in der Hofgunst ziemlich ohne Rivalen da, er sei allmächtig.... Bis irgend ein Klubbesuch lächelnd einwarf: ob dieser Graf Fesca etwa identisch mit jenem wäre, den er im letzten Sommer im Casino de Paris getroffen hätte. Ein paar tastende Fragen, Gegenfragen und Antworten, und dann gab's keinen Zweifel mehr —

er war eine ganz gefährliche Jeuratte, der Graf Fesca.

Odd spielte gelegentlich selbst. Freilich bloß der Gesellschaft halber. Gewinne konnten ihn nicht reizen, Verluste nicht kränken. Aber wenn er sich Miene und Art und Haltung des Kammerherrn vergegenwärtigte, so mußte er allerdings zu dem Schluß kommen: Fesca hatte etwas vom leidenschaftlichen Vabanque-Spieler an sich. Die Sorte war ihm nie angenehm gewesen, die das Spiel als Selbstzweck, als Arbeit, wohl gar als Beruf betrieb.

Die amtliche Tätigkeit Odds beschränkte sich an Tagen, an denen ihm eine Repräsentationspflicht oblag, wie etwa der Besuch des Hofballs, auf ein Minimum. Er schlenderte von seinem hübsch eingerichteten Junggesellenquartier in den Zelten zum Gesandtschaftshotel, nahm Einsicht in ein paar Schriftstücke, die ihm der Sekretär vorlegte, einigte sich bei einer Zigarette mit einem der gerade anwesenden andern Attachés über eine Etikettenfrage oder erbat vom Gesandten eine Information — eine Viertelstunde später war er schon wieder sein eigener Herr.

Irgend eine dunkle Vorstellung veranlaßte ihn, heute wieder die Eisbahn im Tiergarten aufzusuchen. Er hoffte, die Schwestern würden da sein. Aber in dieser Erwartung sah er sich getäuscht. Es war ja auch schon deshalb aussichtslos, weil die Damen sich an einem Tage, wo abends der Hofball ihre ganze Frische erforderte, nicht ermüden durften.

Er blieb auf den Spazierwegen, die um den See führten. Nach einer halben Stunde ziellosen Dahinschlenderns hatte er genug und wanderte heim.

Es war Zeit zum Lunch.

Sein Diener bereitete das Gabelfrühstück an den Tagen, wo er zum Diner ausgebeten war, selbst; eine Eierspeise und kaltes Fleisch genügten ihm.

Er saß noch bei Tisch, als es klingelte.

„Nehmen der Herr Baron Besuch an?“

„Nein.“ Odd sah nach der Uhr. Es war noch nicht eins. Zu tun hatte er nichts. „Also — ja!“ rief er noch hinter dem Diener drein.

Der brachte ihm auf der silbernen Schale eine schmale gelbliche Visitenkarte mit der Grafenkrone: der Kammerherr Fesca wünschte ihn zu sprechen.

Überrascht begab sich Odd über den kleinen Korridor nach dem Vorderzimmer. Durch ein freundliches Studio gelangte er in den Salon, dessen Einrichtung für die Zeit seines Berliner Aufenthaltes geliehen war.

„Ich komme als Deputation zu Ihnen, liebster Baron,“ sagte der Kammerherr in seinem offiziersmäßig schneidigen, hellen Ton.

Odd hieß ihn willkommen und bat ihn, in sein Arbeitszimmer einzutreten. „Es sitzt sich da ‚gemütlich‘, wie Sie in Deutschland sagen.“

Eine Unmenge Kissen in kräftigen Farben gab dem Raum das charakteristische Gepräge. Es waren zumeist nordische Handstickereien.

„Sie müssen unendlich viel Cousinen, Nichten und Tanten haben, liebster Baron, da Sie als Junggeselle über so ein reich besticktes Heim verfügen.“

„Ja, diese Handarbeiten bringen mich häufig in einen falschen Verdacht. Es ist ganz gewöhnliche Bauernarbeit, Hausindustrie. Als ich herkam, war hier eine Ausstellung. Die Stickereien waren aber nach Berliner Begriffen nicht billig. So hätte fast alles wieder unverkauft zurückgehen müssen. Der Gesandte, der Konsul und wir andern taten uns da zusammen und opferten uns.“

Fesca hatte ein paar Stücke mit Kennerblick gemustert. „Sie werden Ihre Freude daran haben. Diese Sachen sind unverwüstlich.“

„Das ist eben das Schreckliche. Ich werde sie nun Zeit meines Lebens sehen müssen.“

„Und lieben die Abwechslung?“ Der Kammerherr hatte listig ein Auge zugedrückt. Eine Antwort wartete

er nicht ab, sondern fuhr gleich fort, sich behaglich auf die Lehne des mächtigen Klubsessels aufstützend: „Um ein Opfer handelt es sich auch beim Zweck meines Kommens. Und ich habe nicht einmal den Vorwand, von einem Opfer auf dem Altar des Vaterlandes sprechen zu können. Es gilt ein Attentat auf Ihre Sangeskunst.“

Odd lachte. „Auf meine Sangeskunst! — Oh bester Graf Fesca, was haben Sie angerichtet! Sie hätten keiner Menschenseele verraten sollen ... Es ist doch nur ein kläglicher Dilettantismus!“

„Ich bin andrer Meinung. Ich habe Ihren berühmten Landsmann, den Sven Scholander, gehört. Gewiß, sein Repertoire ist reicher, er ist routinierter ... Aber wenn ich daran denke, wie Sie damals auf dem Herrenabend beim Gesandten die französischen Chansons vortrugen, und dann gar die punschseligen Belmannslieder, muß ich sagen, Sie würden bei einer Konkurrenz unbedingt die Palme zuerteilt bekommen.“

„Von der Liebenswürdigkeit meiner Freunde und Bekannten,“ sagte Odd.

„Ich komme nun zugleich im Auftrag des Prinzen.“

„Des Prinzen Graez?“

Fesca nickte. „Er nahm wohl an, daß mich schon engere Freundschaftsbande, als ich mich ihrer rühmen darf, zu einer Bitte berechtigten ...“

„Seien Sie der freundschaftlichsten Aufnahme von vornherein sicher!“ fiel Odd ein.

„Der gute Prinz befindet sich in einer Zwickmühle. Ebenso wie ich. Wir haben uns beide bei der Besprechung im Hause Stern vielleicht etwas voreilig engagiert. Wir hielten es eben für ganz ausgeschlossen, daß sich in solch einer Angelegenheit kleinlicher Kastengeist regen würde. Aber das Malheur ist nun da. Ein Teil der Herrschaften, die gestern auf dem Jour der Fürstin waren, will einen Rütlibund gründen ... Im Grunde ist's ja furchtbar lächerlich ... Kurz und

gut, es ist eine richtige Bewegung gegen die Aufnahme der Sternschen Partei im Gange."

Odd räumte ihm offen ein, daß er das auch schon selbst beobachtet hatte.

„Ich bin nun nicht nur mit Sterns befreundet — sie ist doch eine ganz entzückende Person, die Mrs. Ethel — sondern auch mit Professor Golter."

„Golter — das ist der Künstler, der die famose Idee mit den Alt-Wiener Porträts ausgeheckt hat?"

„Sie können sich denken: für solch einen Mann bedeutet es viel, mit dem Hof zu arbeiten. Also nach jeder Richtung hin läge uns allen daran, eine freundschaftliche Einigung durchzusetzen. Und dabei eben könnten Sie uns zur Hand gehen."

„Inwiefern, Graf Fesca?"

„Wenn ich Ihrer Durchlaucht sagen kann, Sie machen Ihre Mitwirkung davon abhängig. Pardon, ich weiß ja, es ist ein bißchen viel verlangt ..."

Odd zuckte die Achsel. „Ich habe noch so wenig Beziehungen zu den Herrschaften."

„Hm. Meine Frau hat mir Mut gemacht. Wir sprachen darüber, und sie läßt Ihnen ausrichten, sie vereinige ihre Bitte mit der meinigen."

„Das ist — sehr gütig von der Gräfin. Ich muß gestehen, ich bin etwas beschämt, mindestens überrascht ... Da bleibt mir ja freilich gar nichts andres übrig ..."

Sofort erhob sich Fesca und ergriff lebhaft seine Hand. „Es ist charmant, liebster Baron, ganz charmant von Ihnen, daß Sie uns aus der kleinen Verlegenheit helfen. Durchlaucht hat damit eine Waffe gegen Keltinghausens. Und das genügt ... Sie ahnen nicht, was in unserm lieben Berlin gelästert und intrigiert wird."

Damit verließ er das Thema und sprach von ganz andern Dingen. Odd blieb dabei zerstreut. Er ward eine unangenehme Empfindung nicht los. Der Kammerherr vergab sich in seinen Augen doch ungeheuer viel.

Jemand, der seines Einflusses sicher war, tat so etwas nicht. Und auch als Gatte handelte Fesca inkorrekt. Seine Frau hätte er unter keinen Umständen in die Angelegenheit verflechten dürfen. Er rechnete ja geradezu mit dem Einfluß oder mit der Macht, die sie über einen ihrer Anbeter gewonnen hatte. Alles Nachteilige, was Odd in den letzten Tagen über den Kammerherrn gehört hatte, fiel ihm wieder ein. Während er noch mechanisch auf Fescas Fragen antwortete, entfernte er sich weiter und weiter von ihm. Unerklärlich war es ihm, wie es eine so feinfühlige, temperamentvolle Frau, die in jeder Weise die Schönheitslinie wahrte, mit diesem äußerlich geleckten, schmeichlerischen, innerlich eiskalten Manne aushalten konnte.

Der Trotz, der in Odd erwacht war, äußerte sich in der immer kühler und kürzer werdenden Art seiner Antworten. Fesca merkte, daß die Lage für ihn von Minute zu Minute ungünstiger wurde; einen ungezwungenen, unsicheren Ton der Herzlichkeit anschlagend, verabschiedete er sich. Aber Odds Haltung war so, als ob er einen Bittsteller entließ.

Nachdenklich blieb er mitten im Zimmer stehen, nachdem der Kammerherr die Treppe gewonnen hatte. Er legte sich die Frage vor, ob Frau Marianne in diesen seltsamen Bittgang ihres Mannes eingeweiht war — und ob es mit ihrer Einwilligung geschah, daß Fesca das Gewicht ihrer persönlichen Fürsprache — ihrer Bitte — in die Wagschale legte?

Daß ein Wort von ihr, gar eine Bitte, sehr große Geltung bei ihm hatte, das konnte der Graf Fesca doch gar nicht wissen; erst die allerletzten Begegnungen hatten es ja dahin gebracht. Und ahnte er's — so durfte er es eigentlich nicht dulden.

Denn darüber war sich Gunnar Odd klar geworden: er hatte sich in die helläugige Frau Marianne verliebt.

Er war verliebt in sie von der ersten Begegnung an. Daß er ihrer Schwester zuerst den Hof gemacht

hatte, das fand seine Erklärung vielleicht nur darin: die kleine Steffi besaß die Augen, die Stimme, den Tonfall ihrer großen Schwester. Aber Frau Marianne war das unerreichte Vorbild.

In seinen Gedanken sah er sie auf dem Eis sich wiegen. Und es ward ihm schwül dabei.

Seltsam, daß gerade ihr Mann ihm ihre erste Bitte um einen Dienst überbracht hatte. Gewissermaßen als postillon d'amour ...

* *
*

Die Sorge für Steffis Garderobe hatte ihre Schwester übernommen. Das war schon bei der Übersiedlung ausgemacht worden. Die Exzellenz hatte sich anfangs dagegen gesträubt — aber dann mußte sie doch einsehen, daß sie aus ihren schmalen Mitteln den Aufwand nicht hätte bestreiten können.

„Kinder, Kinder, wie hat sich das alles gegen meine Jugend geändert!" Sie schilderte ihren Töchtern das bescheidene Fähnchen von weißem Mull, in dem sie ihren ersten Hofball mitgemacht hatte. „Seide wurde überhaupt nur von verheirateten Damen getragen. — Ja, nun zuckt es euch schon wieder um die Mundwinkel! — Aber bildet euch nur ja nicht ein, daß ich euch den Gefallen tue und das Loblied der guten alten Zeit singe — nur damit ihr euch hernach über eure altfränkische Ma lustig machen könnt!"

Lachend umarmten sie ihre Mutter, umfaßten sie von beiden Seiten und wanderten mit ihr durch die koketten Zimmer, die von der Wintersonne überflutet waren. Und Marianne sagte: „Du bist die modernste Frau, die ich kenne. Denn was modern ist in unsern Ansichten, das hast du längst erfaßt: man ist toleranter geworden, als man damals war. Das ist deine allerfamoseste Eigenschaft, Ma: du lässest die Welt von heute nach ihrer Fasson selig werden."

Die Exzellenz drückte ihre Älteste im Weiterschlendern ein wenig an sich. „Möchte sie's schließlich nur werden,

Liebchen!" Darauf schwiegen sie ein Weilchen, alle drei der inneren Annäherung wohl bewußt, die solche Plauderviertelstündchen ihnen brachten.

Daß „Ma" noch immer etwas in Sorge um den Kurs war, den das Lebensschifflein der jungen Gräfin Fesca eingeschlagen hatte, das zeigte sich oft genug. Zu einer ernsten, rückhaltlosen Aussprache zwischen Mutter und Tochter war es aber noch immer nicht gekommen. Marianne erschwerte es der alten Dame mit voller Absicht.

Für Steffis Toilette zum Hofball waren schon wenige Tage nach der Ankunft in Berlin die Vorbesprechungen in dem großen Atelier der Geschwister E. & S. Grandjean in der Tauenzienstraße eingeleitet worden. Die jüngere Grandjean, die aus einem ersten Pariser Haus stammte, hatte die Figurine selbst entworfen. Es sollte eine reizende Prinzeßtoilette aus rosa Liberty mit seitwärts angebrachtem Keil aus Silbertüll werden. Viermal, fünfmal war Steffi in Begleitung ihrer Schwester im Atelier gewesen, längst war Maß genommen, sogar eine Puppe nach Steffis Figur war angefertigt worden, aus zwanzig Seidenproben war die endgültige Wahl getroffen — aber zur Anprobe kam und kam es nicht, trotzdem die Zeit schon drängte.

„Keine Sorge, Schatz," sagte Marianne, „die Grandjeans haben mich noch nie sitzen lassen. Mein meergrünes Crêpe de Chine-Kleid mit den Silberpailletten haben sie mir schließlich sogar in vierundzwanzig Stunden gemacht — da haben beide Ateliers ununterbrochen heran gemußt. Morgen rede ich ein ernstes Wort mit den Damen."

Aber von diesem Gang kehrte Marianne sehr verstimmt zurück. Sie erklärte der Schwester, daß auf die Lieferung der Grandjeans nicht zu rechnen war; sie hatte sich mit den Damen völlig überworfen. Übrigens waren die Vorräte in ihren Toiletteschränken so groß, daß unschwer etwas für Steffi Passendes heraus-

gesucht werden konnte. Sie ließ nun in aller Eile von ihrer geschickten Hausschneiderin das Ballkleid aus rosa Satin-Liberty mit dem reichgestickten rosa Gaze-überwurf für Steffi herrichten, eine Toilette, die hier noch wenig bekannt war. Sie hatte sie vor drei Wintern in Nizza gekauft und dort viel getragen. Zweimal hatte Steffi schon anprobiert. Am Tage des Hofballs sollte sie sich noch vor Tisch bei der Schwester einfinden. Die letzten Stiche konnten erst vorgenommen werden, wenn Steffi die Toilette anhatte, damit ein unnötiges Zerschneiden des wundervollen Gazeüberwurfes vermieden ward.

„Herzensschatz, nein, wie siehst du aus!“ rief Marianne besorgt, als sie nach dem Essen in dem hellen kleinen Hofzimmer mit der Schneiderin um die Schwester bemüht war.

Steffi stand mit nackten Armen da und fror. Ihre Augen wirkten matt, ihr Teint hatte kein Leben, der rosa Satin, der das volle Abendlicht verlangte, ließ sie sehr unvorteilhaft erscheinen. Sie fühlte es selbst, daß sie schlecht aussah. „Mir ist gar nicht gut, du,“ sagte sie hilflos.

„Das Lampenfieber,“ meinte die Schneiderin. Und sie erzählte lachend, daß der bärbeißige General von Bauditz neulich zu seinen beiden Töchtern, den Zwillingen, vor dem Ball bei Kronprinzens gesagt hätte: „Manche Mädels sind so ängstlich, daß sie immerzu 'ne Gänsehaut haben!“ Das hätte gewirkt, sagte sie, die brummige Entrüstung der Zwillinge über ihren ungalanten Papa hätte sie sofort mobil gemacht.

„Ganz einfach, Mädel, ich stecke dich für zwei Stunden ins Bett!“ entschied Marianne.

„Aber ich kann nicht schlafen, Mie — beim besten Willen nicht.“

„Den guten Willen sollst du ja erst zeigen, Kleine!“

Und Marianne setzte es durch. In ihrem Ankleidezimmer befand sich eine bequeme Chaiselongue. Hier hatte Steffi schon mehrmals übernachtet, wenn sie

mit der Schwester und dem Schwager in Gesellschaften gewesen war, von denen man sehr spät nach Hause kam; so störte sie mitten in der Nacht die Mutter nicht. Marianne bestand darauf, daß die Schwester sich völlig entkleidete und ins Nachthemd schlüpfte. Sie hüllte sie zärtlich besorgt in die Decken ein, fuhr aber höchst erschrocken zurück, als ihre Hand dabei zufällig Steffis nackten Fuß streifte.

„Das sind ja Eiszapfen, Mädel! Was fang ich mit dir an?"

Sie klingelte und ließ eine Wärmflasche bringen. Steffis Protest rührte sie nicht.

„Nun schläfst du, Kleine. Keinen Mucks. Schläfst dich warm und tanzmunter. Und abends siehst du mir bildhübsch aus, das verlange ich. Hörst du?"

Steffi war gerührt über die betuliche Sorgfalt der Schwester. „Ich will mir Mühe geben," sagte sie mit einem matten Lächeln. Sie fühlte sich kreuzelend. So ging's schon seit dem Jour bei Frau Stern. Eine tiefe, tiefe Gemütsdepression hatte sich ihrer bemächtigt.

Aber jetzt wirkten die paar schlaflosen Nächte nach, und die Wärme und Stille in dem molligen Boudoir halfen mit; bald lag sie in festem Schlafe.

Marianne hielt im Nebenzimmer Wache. Sie war mit einer kleinen Näherei für den Ballstaat der Schwester beschäftigt. Noch immer nicht konnte sie den Groll über die beschämende Auseinandersetzung mit Grandjeans überwinden. Die Damen hatten ihr rundweg erklärt, daß sie nicht mehr imstande seien, ihrem Hause neuen Kredit zu geben. Sie hätten die Rechnungen für die noch nicht bezahlten Lieferungen der letzten beiden Jahre wiederholt dem Kammerherrn präsentiert, immer wieder vergeblich. Marianne entsann sich genau: sie hatte ihrem Gatten den Betrag für zwei größere Posten von ihrem Nadelgeld angewiesen, das Onkel Bernhard ihr zahlte. Otto hatte das Geld also für einen andern Zweck verwendet.

Andre Gespräche als solche über die schwebenden

Geldgeschäfte führten die Gatten kaum mehr miteinander. Marianne haßte all diese Erörterungen. Aber auch an diesem Nachmittag kam es wieder zu einer unerquicklichen und heftigen Auseinandersetzung über die brennend gewordene Finanzfrage.

Marianne war über die Schreckensbotschaft, die ihr Gatte ihr brachte, so bestürzt, daß sie jede weitere Anklage wegen der Unregelmäßigkeiten in der Sache der Grandjeans fallen ließ. Lademar & Co. wollten die Rokokoeinrichtung, die sie für Hohensaathen geliefert hatten, im Hause der Exzellenz pfänden lassen. Purgstaller hatte von der Verhandlung vor dem Amtsgericht einen Rohrpostbrief an Fesca geschrieben.

Auch ihren Gatten sah Marianne ziemlich fassungslos. Eigentlich zum ersten Male. Denn bisher hatte seine großspurige Art sich nie verleugnet.

Sie konnte diesen näselnden Ton, die kurzabgerissene, scharfe Redeweise Ottos um alles in der Welt nicht ausstehen. Da sie zudem fürchtete, daß Steffi im Schlaf gestört werden könnte — nebenan war Wort für Wort zu hören — so fiel sie flüsternd ein: „So nimm doch ein bißchen Rücksicht. Das Mädel wacht mir ja auf."

Fesca war äußerst gereizt. „Erfahren wird sie's doch. Also können wir ihr's ebensogut sogleich auseinandersetzen."

Er hatte sich dem Nebenzimmer zugewandt, aber Marianne kam auf ihn zu und zog ihn am Ärmel von der Tür weg. „Wenn du gegen mich brutal sein willst, gut, ich bin's von dir nicht mehr anders gewohnt. Aber das arme Ding hat dir nichts getan."

Ihre Flüsterstimme war in der Erregung so scharf geworden, daß sie plötzlich über sich selbst erschrocken innehielt und nach nebenan lauschte. Nichts rührte sich. Fesca hatte die Hände in die Taschen gesteckt, pfiff leise vor sich hin und begab sich in sein Zimmer zurück, Marianne überlassend, ob sie ihm dahin folgen wollte.

Sie suchte sich erst ein wenig von ihrem großen Schreck zu erholen. Etwas ruhiger, gesammelter, trat sie dann bei ihm ein. In fast bittendem Tone stellte sie ihm vor: „Du wirst doch noch irgend eine Möglichkeit wissen, um uns das zu ersparen. Gerade das. Wo Ma sofort in alles eingeweiht wäre ... Ich ertrüge ja die Blamage nicht, Otto!“

„Momentan ist nichts zu wollen, gar nichts. Stern kann ich nicht kommen. Das weißt du.“

„Mein Himmel — du bist doch fortgesetzt für ihn unterwegs.“

„Aber er will Erfolg sehen. Und daran hapert's bis jetzt.“

„Was hast du Purgstaller geantwortet?“

„Was soll ich ihm geantwortet haben? Nichts.“

Nach einer größeren Pause hob Marianne in festem Tone an: „Gut. Dann stelle ich dir eine Bedingung, Otto. Du wirst mir die Demütigung vor Ma ersparen — auf alle Fälle, hörst du, Otto ...“

„Wenn ich's noch kann, warum nicht.“

„Schlimmstenfalls mußt du Hohensaathen opfern.“

„So. Jetzt plötzlich? Nee, mein Kind, die Rücksicht auf meine Stellung geht vorläufig noch vor.“

„Ich verlange die Rücksicht nicht für mich. Aber für Ma. Darauf bestehe ich. Bitte, zucke nicht die Achsel. Es ist mir heiliger Ernst.“

„Spaß ist's für mich auch nicht.“

„Otto, das weißt du längst: etwas andres als die Rücksicht auf meine Mutter hält mich doch überhaupt nicht hier bei dir. Fällt der Grund also weg, dann, dann ...“

„Dann gehst du mir auf und davon?“

„Ja.“

Eisig hatte sie das gesagt. Aber ihr Gatte lachte kurz und spöttisch auf. „Das würdest du dir wohl noch überlegen. Dein guter Onkel Bernhard dürfte nicht allzu vergnügte Augen machen, weißt du, wenn ihr zu dritt statt zu zweit auf seiner Klitsche wieder

anträtet. Das sind ja Redensarten, mein liebes Kind, damit imponierst du mir nicht.“

„Fasse es auf, wie du willst. Mein Entschluß steht fest.“

„Ich will morgen noch einmal mein Heil bei Stern versuchen. Aber Hohensaathen jetzt schon fallen zu lassen, wäre Wahnsinn.“

„Du hast noch Zeit, dir's zu überlegen, Otto.“

Sie kehrte in ihr Zimmer zurück. Solange sie auf der Diele und im Korridor der Gefahr ausgesetzt war, von einem der Dienstboten gesehen zu werden, hielt sie sich stolz aufrecht. Aber als dann die Tür hinter ihr ins Schloß fiel, packte sie's. Ein Schluchzen drängte sich in ihre Kehle. Müde, erschöpft überließ sie sich der trostlosen Stimmung.

Doch schreckhaft fuhr sie dann wieder empor. Im Nebenzimmer rührte sich's. Steffi durfte unter keinen Umständen erfahren, wie die Dinge hier standen.

Der Zeiger der Uhr auf dem Kaminsims wies auf halb sechs Uhr. Es war ausgemacht, daß es nun Tee geben sollte. Hernach hatte man mit dem Frisieren zu tun, dann war die letzte Hand an die Balltoilette zu legen.

Sie klingelte. Fast gleichzeitig klopfte das Mädchen, das schon unterwegs gewesen war.

„Ja, ja, ja. Kommen Sie herein, Anna. Setzen Sie das Teebrett dort nieder. Auf das runde kleine Tischchen. Ich werde hineingehen — wecken.“

Sie hatte keine Ahnung, daß in derselben Sekunde Steffi jenseits der Tür stand — pochenden Herzens — im Begriff, zu ihr zu kommen, sie um Aufklärung zu bitten. Denn sie hatte den ersten Teil der Hiobspost, die Fesca seiner Frau gebracht hatte, von ihrem Lager aus mit angehört — wenn auch nicht völlig verstanden. Unschlüssig kehrte Steffi nun zur Chaiselongue zurück. Eine Weile saß sie und lauschte. Als das Rauschen seidener Röcke sich der Tür näherte, legte sie sich hastig nieder und zog die seidene Decke über sich. Gleich

darauf ward die Tür zum Zimmer geöffnet, und Marianne trat über die Schwelle.

„Steffi!“ Zärtlichkeit lag in ihrem Ton. „Na, Mädel, darf man dir den Tee bringen?“

Das Licht blendete Steffi. Sie hob die Hände vors Gesicht.

„Reibst dir die Augen? — Na, hast du gut geschlafen?“

Steffi nickte. Sprechen konnte sie nicht.

„Anna, stellen Sie den Tee lieber hierher. Bleib noch ruhig liegen, Kleinchen. — Da! Zwei Stückchen Zucker nimmst du — nicht wahr? Schau nicht gleich ins Licht, es muß dir ja wehtun. Nimm deinen Tee, inzwischen seh' ich mal nach dem Wunderwerk drüben ... Anna, bleiben Sie hier und helfen Sie dem gnädigen Fräulein!“

Ganz fassungslos war Steffi über die vollendet gespielte Komödie. Man hörte es nur ein klein wenig dem wunden und matten Ton an, daß es Marianne Mühe kostete, sich zu beherrschen. Ziemlich eilfertig verließ sie das Zimmer. Aber draußen auf dem Korridor gebrauchte sie mehrmals hintereinander das Taschentuch. ‚Sie hat geweint‘, sagte Steffi zu sich.

Die gutgeschulte Zofe hatte inzwischen Licht gemacht und die Ballherrlichkeiten ausgebreitet, die Sachen, die Steffi im Karton von zu Hause hergeschickt, und die Ergänzungsstücke, die Marianne für sie aus dem eigenen Vorrat bestimmt hatte: seidene Wäsche mit echten Spitzen, die für sie von der Schneiderin zurecht gemachten seidenen Jupons, wundervolle Pariser Blumen, lange Handschuhe, Flitterfächer, kostbare Haarnadeln, durchbrochene seidene Strümpfe ...

Für ein paar Sekunden führte das alles einen Tanz vor ihren geblendeten Augen aus. Sie fühlte eine Blutwelle vom Herzen nach den Schläfen schießen. Hofball — der Traum vieler langer Winterabende auf dem weltfernen Gutshof! Das kaum mehr Gehoffte, zagend Ersehnte, endlich der Erfüllung nah!

Aber als die Zofe sie ansprach, fuhr sie schreckhaft zusammen und griff nach der vorhin abgelegten Leibwäsche. „Nein, nein, es ist mir unmöglich — ich bin nicht imstande ...“

„Gnä' Fräulein sollten doch einen Schluck Tee nehmen, sonst werden Frau Gräfin sicher böse.“

Steffi zog rasch die Strümpfe an. Dann trank sie die ganze Tasse leer. Wieder packte sie das Frostgefühl, daß es sie schüttelte.

„Gnä' Fräulein sind erkältet — aber wenn gnä' Fräulein erst auf dem Balle sind und tüchtig tanzen ...“

„Nein, nein, nein. Unmöglich. Kommen Sie, Anna, helfen Sie mir. Da hinein. Nicht das Ballzeug. Rasch, rasch, ich friere ja so schrecklich.“

In fliegender Hast kleidete sie sich an. Das Mädchen half, zeigte aber noch immer ein gewisses Widerstreben. „Frau Gräfin werden das doch gar nicht dulden.“

Und nun ging die Tür vom Korridor auf, und das zweite Hausmädchen brachte die Korbgeflechtpuppe mit dem Ballstaat in Mariannes Schlafzimmer. Die Schneiderin und deren Lehrmädchen, das geholfen hatte, trugen die lange kostbare Schleppe.

Marianne folgte als letzte im Zuge. Sie klatschte in die Hände und rief mit munterer, vielleicht etwas forciert munterer Stimme: „Aufgepaßt! Die Vorstellung beginnt! Vorhang auf! Steffi — Augen blank geputzt und hergeguckt! — Was sagst du nun? He?“

„Ach, Frau Gräfin,“ fiel die Zofe ein, „denken nur Frau Gräfin, das gnädige Fräulein wollen sich partout nicht zum Ball anziehen lassen.“

„Unsinn.“ Marianne lachte, unterbrach sich aber: „Das heißt, ein Gesichtel machst du, Steffi!“

„Liebste Mie, bitte, bitte, sei mir nicht böse!“

„Was denn? Was denn? — Steffi? — Im Ernst?!“

„Ich kann nicht. Ich kann einfach nicht.“

Das ganze Zimmer war von den weiblichen Personen des Hausstandes erfüllt. Auch die Köchin hatte

sich, um das Ballkostüm zu sehen, ein Gewerbe daraus gemacht, noch frisches Teewasser zu bringen.

Marianne zog die ohne Kleid dastehende Schwester an sich, fühlte ihre Stirn an und sah ihr forschend in die Augen.

„Mir ist wirklich schlecht, Mie. Ich friere, friere, friere."

„Anna, rasch meinen Kimono! Den gefütterten, blauen, rasch!"

Sie wollten alle helfen. Die Stimmung hatte etwas Patriarchalisches, was sonst im Hause Fesca durchaus fremd war. Es sprach da die weibliche Teilnahme mit dem jungen Ding mit, das einen Ball — noch dazu einen Hofball — versäumen sollte, wo so ein märchenhaft schönes Feengewand lockend auf der Schneiderpuppe hing!

Vor all den fremden Leuten konnte Steffi der Schwester keinen andern Grund für ihren Verzicht angeben als den, daß sie sich körperlich unfähig fühlte, die Strapazen des Festes zu ertragen.

Und hernach — als sie mit Marianne allein war — wollte sie die Täuschung auch vor sich selber aufrecht halten.

Vielleicht hätte ein einziges Wort der Schwester genügt, den wahren Grund zur Sprache zu bringen. Aber Marianne schien nicht anzunehmen, daß ihre Auseinandersetzung mit ihrem Gatten nebenan zu hören gewesen war. Sie glaubte die Schwester vorhin selbst erst aus tiefem Schlaf geweckt zu haben.

Steffi spielte die Rolle der Kranken. Sie fror, das hatte seine Richtigkeit. Aber es war ein innerlicher Frost; sie fror seelisch.

Ein paarmal fragte sie sich freilich, ob Marianne denn nicht wenigstens den Verdacht hätte haben müssen, daß sie Mitwisserin war.

Nachdem Mie alle Überredungskünste vergeblich aufgeboten und sich damit abgefunden hatte, daß die Fahrt zum Balle unterblieb, begann erst Steffis Haupt-

arbeit: sie bat die Schwester himmelhoch, doch um ihretwillen nicht auch auf das Fest zu verzichten.

Lange sträubte sich Marianne. Und als sie auf dem niedrigen Polsterpuff der Schwester gegenüber saß, ganz in sich zusammengeduckt, ins Leere blickend, war's nahe daran, daß Steffi die Arme nach ihr ausbreitete, sie aufschluchzend an sich riß, ihr gestand, wie Angst und Mitleid sie verzehrten, und sie beschwor, sich ihr anzuvertrauen, ihr die dunklen Reden ihres Mannes zu erklären ...

Da klopfte es wieder an die Korridortür, und Mie hob den Kopf, sich rasch über die Stirn fahrend, als könnte sie damit die Sorgenfältchen verscheuchen.

Die Zofe meldete sich zum Frisieren.

Das letzte Schwanken war nun verhältnismäßig leicht zu besiegen. Marianne wirkte dabei selbst mit: sie fügte Steffis Gründen noch neue hinzu. Es konnte allerdings übel vermerkt werden, wenn sie heute fehlte, gerade heute, wo als ziemlich sicher anzunehmen war, daß die Prinzessin Leopoldine der Kaiserin über das Wohltätigkeitsfest berichtete. Majestät verlangte dann bestimmt, sie zu sehen, zu sprechen — sie und die Fürstin Graez. Der war sie's da gewissermaßen auch schuldig.

„Du siehst also, du mußt!“ fiel Steffi ein.

Und so hieß denn Marianne die Zofe ihre Arbeit beginnen.

Steffi half hernach der Schwester bei der Toilette. Mit einem gewissen ästhetischen Behagen, ganz neidlos, wenn auch mit staunender Verwunderung, sah sie ihre allmähliche Verwandlung. Sorge um Sorge schien von der jungen Frau abzufallen. Die Züge glätteten sich, das wundervolle Oval des Kinns stellte sich wieder ein, als aus den Mundwinkeln der herbe Ausdruck wich, die charakteristische, stolz vorspringende Nase verlor die Schärfe, und die hellen, großen Augen bekamen wieder ihren strahlenden Jugendglanz ... Glücksver-

langen, Siegesbewußtsein, die ganze junge prächtige Person.

„Was guckst du, Mädel?" fragte Marianne lächelnd, als sie im Spiegel dem Blick der Schwester begegnete.

„Du bist zum Verlieben, Mie. Weißt du das?"

Marianne sah sie im Spiegel ruhig an. „Glaubst du, das weiß man nicht? Man fühlt es doch selber, ob man seinen guten Tag haben wird."

„Heute sicher."

„Ich war zuerst gar nicht in Stimmung."

„Gelt, Mie, nun freust du dich, daß du dich doch noch hast beschwatzen lassen?"

„Ja. Nur zu traurig, daß du nicht mitkommst!"

„Still, still. Morgen wirst du mir erzählen, ja?"

„Du bleibst doch hier, Kleinchen? Ma erschrickt sonst, nicht wahr? — Hoffentlich bist du morgen wieder frisch auf. Sieh mal im Abendblatt den Wetterbericht nach. Die Aussichten für die nächsten Tage mein' ich. Die Fahrt nach Potsdam schwebt doch."

„Auf dem Eise?"

„Ja. Und die darfst du nicht auch noch versäumen. Ich will doch Eroberungen mit dir machen."

„Ach, Mie!"

Marianne ließ in den Vorderzimmern das Licht einschalten. Bis der Wagen gemeldet wurde, hatte man noch ein Viertelstündchen Zeit zum Plaudern. Steffi schob den Arm in den der Schwester und ging mit ihr durch die Flucht der strahlend erleuchteten Gemächer. Dann wieder trat sie beiseite und prüfte den Fall der Schleppe.

„All right?" fragte Marianne.

„Prächtig!" sagte Steffi voll ehrlicher Bewunderung.

Nun atmete Marianne tief auf. „Ja, ich will gut aussehen. Alle, die mir feindlich sind, sollen vergehen vor Neid."

Fast erschrocken sah Steffi sie an. „Wer soll dir feindlich sein?"

„Ach, du Kind! Wieviel Hunderte würden sich wohl freuen, wenn es mit mir eines Tages ... Ich meine, wenn wir Unglück hätten ... Der Neid ist bei uns so riesengroß!“

Jetzt stand es noch einmal hart daran, daß es zur Aussprache kam. Aber Marianne lebte in Gedanken doch schon zu sehr auf dem Feste — sie sah sich bewundert, umschwärmt, umflirtet wie immer. Und temperamentvoll kam es von ihren Lippen: „Nein, nein, nein, nein! Nicht daran denken! Heute ist heut! Was ist denn das bißchen Leben? Morgen kann alles zu Ende sein. Ich will noch leben, genießen, glücklich sein ... Sie sollen wenigstens alle g l a u b e n, daß ich glücklich bin!“

„Vielleicht bist du's mehr, als du selber weißt, Mie,“ sagte Steffi gedankenvoll. „Du hast eben das Talent, glücklich zu sein.“

Marianne lachte. „Das Talent! So — und du nicht?“

„Nein, Mie.“

... Nun war die Schwester gegangen, von sämtlichen weiblichen Personen des Hausstandes umringt. Der Diener hielt die Tür zum Lift auf, die beiden Hausmädchen verstauten die Schleppe vorsichtig auf dem Bänkchen und eilten dann die Treppe hinab, um ihre Herrin unten in Empfang zu nehmen und die Schleppe auch im Wagen sachgemäß unterzubringen. Der Diener behielt Pompadour und Fächer in Verwahrung: in den seltensten Fällen traf sich's, daß Graf Fesca seine Gattin begleiten konnte. Man hörte oben in der leeren Wohnung, durch die Steffi im Gefühl trostloser Einsamkeit wanderte, trotz des großen Straßenlärms das Zuschlagen der Coupétür.

Diese Stunde hatte sie von ihrer Schwester geschieden, das war ihr klar. Marianne lebte in einer ihr fremden Welt. Nie, niemals würde sie sich darin heimisch fühlen. Sie war nicht so biegsam, nicht so wandlungsfähig wie die Schwester, deren glückliche

Natur die stärksten Erschütterungen spielend zu überwinden wußte.

Ein trüber Abend dehnte sich vor ihr.

Sollte sie nicht doch lieber zu Ma heimkehren? Solche Sehnsucht hatte sie nach Ma.

Aber sie durfte sie nicht erschrecken. Und Ma würde fragen, in sie dringen. Ach, und sie hatte doch nicht die glänzende Routine wie Marianne, die jeden Augenblick, wenn sie ihren Nerven nur kommandierte, Komödie spielen konnte!

Die Zofe kam und meldete, daß der Herr Graf dringend am Telephon verlangt würden. Sie habe gesagt, daß der Herr Graf Hofdienst hätten, aber der Herr behauptete, es wäre etwas sehr Wichtiges, eine Gerichtssache, und er müßte dann wenigstens erfahren, ob der Herr Graf bereits Schritte in der Angelegenheit getan hätten und welche.

Steffi zuckte ein wenig zusammen, als die Zofe das Wort „Gerichtssache" aussprach; der schien es indes nicht weiter aufregend. „Hat der Herr denn nicht seinen Namen gesagt?"

„Ach, es ist bloß der Herr Purgstaller."

„Bloß der Herr Purgstaller?" wiederholte Steffi verwirrt.

„Der klingelt ja oft an. Aber der Herr Graf lassen sich fast nie sprechen."

„So, so." Steffi starrte zu Boden. Sie schämte sich vor dem Mädchen. Mit kurzem Entschluß wandte sie sich dann dem Herrenzimmer zu. „Ich will wenigstens hören ... Schalten Sie draußen um, Anna."

Auf dem Schreibtisch ihres Schwagers befand sich der zweite Telephonanschluß. Steffi nahm Hörer und Sprechrohr auf. Gleich darauf hatte sie die Verbindung mit dem jungen Architekten.

„Mein Schwager ist auf dem Hofball. Er hat Dienst. Der Ball ist um halb ein Uhr aus. Ich kann aber aufbleiben und meinem Schwager sagen, um was es sich handelt, wenn es so dringend ist."

„Ach, gnädiges Fräulein. Sie sind es ... Es tut mir ja furchtbar leid ... Auch neulich hatte ich so ein Pech, ich hab' es noch gar nicht überwinden können ... Jetzt wieder diese schreckliche Geschichte. Lademar & Co., wissen Sie, die nach Hohensaathen die Möbel geliefert haben, die hatten doch in der letzten Instanz das obsiegende Erkenntnis — heute ist das Urteil vollstreckbar, und nun lassen sie zunächst all die Möbel, die hier nach der Fasanenstraße gekommen sind, mit Beschlag belegen ..."

Steffi setzte sich am Pult nieder. Sie fragte mehrmals, sie verstand noch nicht den ganzen Zusammenhang, sie empfand nur, daß ihr und Fescas und vor allem der Mutter etwas ganz Gräßliches, ganz Ungeheuerliches drohte. Purgstaller mußte wiederholen. Er fügte unsicher, fast noch unverständlicher hinzu: „Ich war heute noch selbst bei der Firma, weil ich doch wußte, daß es sich um die Wohnung von Exzellenz Tarrach und dem gnädigen Fräulein handelt. Die Leute sind ja in ihrem Recht. Aber der Herr Graf brauchte nur ein bißchen Entgegenkommen zu zeigen, dann ließe sich mit ihnen verhandeln. Nun hab' ich einen Rohrpostbrief geschrieben, mich angemeldet, aber immer wird mir der Bescheid: der Herr Graf ist nicht da. Was kann ich da noch weiter tun?"

„Herr Purgstaller," sagte Steffi atemlos vor Erregung, „haben Sie doch die Güte und kommen Sie jetzt noch her. Ja, hierher. Mein Schwager, meine Schwester — niemand hat mir von der ganzen Angelegenheit etwas gesagt. Und auch Mama ... Sie hat ja keine Ahnung von alledem."

„Ja, gnädiges Fräulein, dann ist es Zeit, daß Sie Ihre Frau Mutter einweihen."

„Um Gottes willen, das geht doch nicht, das darf ich doch gar nicht!"

„Wahrscheinlich spricht schon morgen früh der Gerichtsvollzieher bei Ihnen vor."

Steffi sah sich mit angstvollem Blick um, als fürchtete

sie, daß das Gesinde mitanhören könnte, welche Schmach ihrem Hause drohte.

„Ich kann in zehn Minuten dort sein, gnädiges Fräulein. Also — ich darf Sie sprechen?"

„Ja. Ich erwarte Sie, Herr Purgstaller."

Steffi hängte das Schallrohr an und vergrub das Antlitz in beide Hände. Regungslos saß sie so am Schreibtisch ihres Schwagers, bis sie draußen die Entreeglocke anschlagen hörte.

* * *

Während Odd an diesem Abend unter dem Beistand seines Dieners die farbenprächtige Galauniform der schwedischen berittenen Leibgarde anzog, fiel ihm plötzlich ein, daß er die Freiin von Tarrach um den ersten Walzer auf dem Hofball gebeten hatte.

Die Kleine tat ihm leid. Gestern auf dem Eise und hernach auf dem Jour war ihm der krasse Umschwung aufgefallen, der mit ihr vorgegangen war. Ihre Frische, die ihn zuerst entzückt hatte, war dahin. Sie hatte ein steifes Lächeln um den wehmütig verzogenen Mund, etwas Abwesendes im Blick; ihr Ton klang unsicher. Ganz unähnlich war sie ihrer festlich schönen Schwester geworden.

Wie einer leidigen Aufgabe sah er seiner Kavalierpflicht am heutigen Abend entgegen.

Aber es kam nicht dazu, daß er ihr genügen mußte. Und der Hofball im Berliner Kaiserschloß bot auch sonst noch große Überraschungen für ihn.

Das äußere Bild dieser Hoffestlichkeiten war ihm sonst nichts Neues mehr. Im dämmrigen Schloßhof ein hastiges Durcheinander der Geladenen, um die ihnen bestimmte Zugangstreppe herauszufinden. Oberste Hofchargen, General- und Flügeladjutanten, Minister und Exzellenzen drängten sich auf den engen Treppen. Durch ein Versehen hatte Odd bei einer früheren Gelegenheit die ‚Höllentreppe' erwischt, die von den jüngeren einheimischen Offizieren benutzt zu werden pflegte.

Gegen jenen überbescheidenen Zugang war das kalte Treppenhaus, das er heute durchmaß, noch fürstlich zu nennen.

Der Etikette folgend, legte er, um als Tänzer zu gelten, in der Garderobe die Schärpe ab. Nachdem er in den Gängen einige Bekannte begrüßt hatte, begab er sich in den Weißen Saal, in dem schon ein stattliches Gewimmel herrschte. Hoftracht und Uniformen gaben das Gepräge, Zivilisten waren unter der Herrenwelt nur spärlich vertreten. Zum ersten Male sah er den imposanten Raum in seiner ganzen Lichterpracht. Die elektrischen Lampen waren freilich nicht zu sehen; zu Tausenden waren sie hinter dem stark vorspringenden Deckenfries angebracht und bestrahlten die gewölbte Decke, die mit ihrem reichen plastischen Schmuck wie flüssiges Gold gleißte. Weißer und farbiger Marmor, immer wieder unterbrochen durch Ornamente und Goldbronze, bildete die Wände, in deren Glanz sich das funkelnde, schimmernde Hin- undher der festlichen Versammlung zu spiegeln schien.

Sein Auge suchte unter dem Flor der in schmiegsame Libertyseiden aller Töne gehüllten jugendlichen Gestalten nur eine einzige. Ungeduldig glitt sein Blick an den langen Reihen entlang, die sich nun links und rechts vom Throne und unter der Musikempore aufstellten, die Fürstlichkeiten in einer langgestreckten Linie, die tanzlustigen jungen Damen in vier bis fünf Gliedern.

Die Gräfin Fesca weilte noch nicht im Saale. So viel hervorragend schöne, auffallend große und aristokratische Erscheinungen heute abend zu sehen waren, er hätte sie sofort aus Tausenden heraus erkannt. Möglich, daß sie Hofdienst hatte. Auch ihren Gatten konnte er nirgends entdecken.

Aber was ihn fast noch mehr wunderte, war dies: auch die Freiin von Tarrach befand sich nicht bei den jungen Tänzerinnen unter der Musikempore. Reihe für Reihe durchwanderte sein Blick. Ergebnislos.

Odd sah nach der Uhr. Es war schon halb neun.

In diesem Augenblick gab der Oberhofmarschall das bekannte Zeichen: ein dreimaliges Aufstoßen des Zeremonienstabes.

Sofort verstummten die Gespräche. Gespannt blickte alles nach der Tür, die zur Bildergallerie führte; durch diese war der Eintritt der Majestäten zu erwarten.

Odd hatte einen guten Platz, von dem aus er den Saal bequem übersehen konnte: auf der breiten Freitreppe, die zu der Galerie an der Südfront emporstieg. Dicht neben ihn trat im Augenblick, da das Zeichen gegeben wurde, ein Herr in ordenübersäter Hoftracht, der ihn noch rasch begrüßte. Liebenswürdig erwiderte Odd den Gruß. Er erkannte den Grafen Keltinghausen.

Die kirchenähnliche Stille ließ allmählich wieder nach, da der Eintritt des Hofes sich verzögerte.

„Die Majestäten sind schon im Ausbau der Bildergalerie," flüsterte Keltinghausen dem Schweden zu, „aber es finden dort noch Vorstellungen statt. Von Damen, die zum ersten Male in diesem Winter erscheinen."

Graf Keltinghausen machte blanke, blitzende Augen. Er schien sich in ziemlicher Erregung zu befinden.

„Wissen Sie, wer darunter ist?" fuhr er nach einer kleinen Weile fort, seinen Mund dem Ohr des Schweden nähernd, wobei er noch seine Rechte zur Dämpfung des Schalles benutzte. „Mrs. Ethel."

„Ei der Tausend!" Über sich selbst erschrocken, brach Odd ab. Denn von allen Seiten trafen ihn erstaunte Blicke ob des lauten Ausrufs.

„Sie sind ja eingeweiht. Nicht wahr? Ist es nicht denkwürdig?" Graf Keltinghausen tat einen tiefen Atemzug. „Es ist wahrhaftig alles, was man erreichen kann. Nun, ich gönne es den Herrschaften natürlich."

Odd hatte eher den Eindruck, als ob der verbissene Hofmann der blonden Amerikanerin den kleinen Triumph durchaus *nicht* gönnte. Aber gleich darauf durchzuckte ihn der Gedanke: Keltinghausen gönnte

dem Kammerherrn von Fesca den Erfolg nicht. Denn Fesca hatte sich's schlaflose Nächte und atemlose Tagesarbeit kosten lassen, um den Empfang seiner Schützlinge bei Hofe durchzusetzen. Unendliche Schwierigkeiten, verwirrter als die dunkelsten diplomatischen Verwicklungen, mochten in einem solchen Falle beiseite zu räumen sein. Aber der alte Glanz des Namens Fesca, seine Beliebtheit „oben" schien noch immer Wirkung genug zu haben. Welcher Jubel im Hause Stern, als die vornehm lithographierte Karte endlich, endlich — mit reichlicher Verspätung freilich! — eingetroffen war, laut deren sich der Oberhof- und Hausmarschall die Ehre gab „auf Befehl der kaiserlichen und königlichen Majestäten ..."

Wiederum drei Stöße mit dem Stabe. Das Kaiserpaar trat in den Saal, gefolgt von den Prinzen und Prinzessinnen, den diensttuenden Generaladjutanten, den Oberhofchargen, den Adjutanten der Leibwache und den sonstigen diensttuenden Personen des Hofstaates.

Hinter zwei reckenhaften Gestalten, Offizieren in Fridericianischer Tracht, die die hohe Blechmütze trugen — Odd wußte, daß es der diensttuende Generaladjutant und der Flügeladjutant des Kaisers war — erblickte er jetzt auch das gewinnend lächelnde Antlitz des Kammerherrn Fesca. Strahlend, siegesbewußt sah er sich um, da und dort mit den Augen kurze Grüße tauschend. Sein glattrasiertes Gesicht war frisch gepudert; er sah ordentlich jung aus.

Die Majestäten hatten den Thron erreicht. Die Damen links und rechts wurden begrüßt, zum Teil durch Handschlag, zum Teil durch scherzhafte Worte — man sah es in den Gesichtern fröhlich aufleuchten — dann gab der Kaiser ein Zeichen, und sofort setzte die Musik auf der Empore ein.

Nun begann der berühmte Kampf der Tanzlustigen um ein paar Quadratmeter Raum in der allernächsten Nähe des Thrones. Zumeist waren es blutjunge

Herren von den Garderegimentern, die den Anfang machten. Das Bild war hübsch: die bunten Uniformen der Dragoner, Kürassiere, Husaren, Ulanen, Artilleristen, Infanteristen zwischen den jungen, schlanken Mädchengestalten in den fließenden Seidenkleidern, mit dem reichen Blumenschmuck, den nackten Schultern.

Odd mußte sich jetzt in der Nähe seines hohen Chefs halten, denn es war als selbstverständlich anzunehmen, daß sie vom Kaiser ins Gespräch gezogen werden würden. Unaufhörlich durchwanderte aber sein Blick die Reihen der Tänzerinnen und der übrigen Damen. Es drückte ihm fast das Herz ab, den Grafen Keltinghausen nach Fescas Damen zu fragen. Allein das wagte er doch nicht, da ihm nun kein Zweifel mehr daran geblieben war: in Keltinghausen hatte der Kammerherr einen geschworenen Gegner.

Am Eingang der Bildergalerie staute sich der Verkehr wieder; dort hielt die Kaiserin inmitten ihres Gefolges Cercle ab. Der Oberzeremonienmeister und einige Kammerherren — darunter Fesca — befanden sich dabei.

„Was für Herren sind das, mit denen Ihre Majestät spricht?“ fragte Odd seinen Nachbarn.

„Das war der Bürgermeister — der Herr, der soeben zurücktritt; und den der Adjutant nun vorstellt, das ist einer der Stadtverordneten, die diesmal eingeladen sind. Gewiß läßt sich Majestät über Wohlfahrtseinrichtungen berichten.“

„Ja, aber — aber hinter dem Manne — ist das nicht Stern?“

Keltinghausen hob sich auf die Fußspitzen. Eine Weile blieb er stumm, sein Gesicht war starr. Aber er wußte sich zu beherrschen; sein Ton verriet nur eine ganz kleine Beimischung von Ironie, als er dann erwiderte: „Ja, allerdings, Fescas Schützling. Der Generalkonsul.“ Und nachdenklich nickte er. „Ça y est!“

‚Jedenfalls ist in diesem Moment Herr Stern der glücklichste Mensch im ganzen Saale!‘ sagte Odd zu sich.

Er kam nicht dazu, das Gespräch mit Keltinghausen fortzusetzen, denn soeben gab ihm sein Chef ein Zeichen, und im Verein mit den übrigen Attachés suchte er sich hinter dem breitschultrigen Gesandten, dem ein Hausmarschall einen schmalen Weg bahnte, durch das Gewühl hindurchzuwinden.

Auch der Baron Odd bekam seine huldvolle Ansprache, und er wußte so humorvoll und so schlagfertig darauf zu erwidern, daß der Kaiser herzlich lachte. Die ganze Figur des Monarchen schien zu leben, wenn er sprach; jedes Wort begleiteten lebhafte Bewegungen des Kopfes, oft sogar der rechten Hand, die den Tschapka hielt.

Nun war Odd entlassen. Hundert andere drängten sich noch nach der Auszeichnung. Er durchmaß mehrmals — bald dem Strom folgend, bald ihm entgegen arbeitend — die Flucht der Säle, immerzu die Schwestern suchend. Tanz um Tanz ließ er vergehen. Bei allen Begrüßungen, bei allen Gesprächen blieb er zerstreut.

Den Grafen selbst nach seinen Damen zu fragen, dazu bot sich ihm keine Gelegenheit; der Kammerherr wich nicht aus der Nähe der Kaiserin. Dennoch schlug Odd jetzt wiederum die Richtung auf die Tür der Bildergalerie ein.

Aber mitten im Gedränge — zwischen ein paar Dutzend Köpfen von Zuschauern, die das Tanzkarree umsäumten, begegnete er plötzlich dem faszinierenden Blick der hellgrauen, großen, schwarzbewimperten Augen.

Wie ein elektrischer Schlag traf es ihn.

Seine freudige Überraschung mußte so sprechend sein, daß die Gräfin Fesca ihn sofort verstand. Sie nickte ihm zu. Und da die Mauer der Dazwischenstehenden ihm ein Hindurchkommen unmöglich machte, wandte sie sich um, von den Damen, mit denen sie im Gespräch begriffen war, sich mit kühlem Gruß verabschiedend, und kam ihm entgegen, etwas zögernd,

in mehreren Etappen, weil sie im festlichen Gedränge immer wieder aufgehalten wurde.

Zwischen zwei baumlangen Kürassieren trafen sie sich. Die beiden blutjungen Leutnants wichen sofort artig einen halben Schritt zurück. So standen sie, in dem Gedränge festgekeilt, die Front ihnen zukehrend, und das sah sich so an, als ob sie das Wiedersehen des Paares militärisch bewachten.

Odd beugte sich tief auf die Hand der Gräfin Fesca und küßte den Handschuh. Dann richtete er sich langsam wieder empor, wobei er tief atmend das Bild ihrer wundervollen Erscheinung in sich aufnahm. Sie trug eine mit Zobel verbrämte, champagnerfarbene Empirerobe mit reicher Stickerei von Halbedelsteinen auf dem tief ausgeschnittenen schmalen Sattel. Das Pelzwerk, das den Ausschnitt und die schmalen Ärmel abschloß, schmeichelte der sattgetönten, elfenbeinfarbenen Haut. Sie hatte leicht verwirrt den Blick gesenkt. Aber als sie ihn nun aufschlug, frappierte ihn wieder diese ganz seltsame Helligkeit ihrer Augen.

Er sagte ihr, daß er sie schon lange vergeblich gesucht, sie schmerzlich vermißt hätte, und sie erwiderte: „Ich bin zum ersten Male unpünktlich gewesen. Meine Schwester war durchaus nicht zu bewegen, mitzukommen, und da hatte ich selber die Lust auch schon verloren."

„Das gnädige Fräulein versäumt den Hofball?"

„Denken Sie. Das ist nun die Jugend von heutzutage. Alle Tänze vergeben — und kommt nicht. Wegen Kopfschmerzen. Ist das faßbar?"

„Ich hatte um den ersten Walzer gebeten. Hoffentlich fühlen Sie nun die ernste Verpflichtung, gnädigste Gräfin, Ersatz zu leisten."

„Auch wenn mir's gar nicht danach ums Herz ist?"

Sie hatte es ganz ruhig gesagt, aber der Unterton, der da mitschwang, war ihm neu bei ihr. Und nun gewahrte er auch im Ausdruck ihrer Augen, der hellen, sonst so siegessicher strahlenden, den ernsten Zug.

„Nein, Gräfin, quälen will ich Sie nicht. Nur

bitte ich dann darum: schenken Sie mir für die Dauer dieses Walzers Ihre Gesellschaft."

„Gern. Lassen Sie uns plaudern." Sie atmete auf. „Von lustigen Dingen. Nicht wahr? Sie haben ja den Ruf, der beste Gesellschafter dieses Berliner Winters zu sein. Nun will ich einmal erproben, was Ihnen das Renommee eingebracht hat."

Sie sagte es liebenswürdig, scheinbar leichthin. Aber Odd war ein guter Menschenbeobachter. Er merkte, irgend etwas bedrückte sie, machte sie unfrei.

„Die Kunst ist nicht schwer, gnädigste Gräfin. Man macht den Hof, man schmeichelt — und verliebt sich ein bißchen dabei. Aber über diese Allerweltshuldigung sind Sie erhaben. Und ich glaube nun fast: es ist Ihnen ebensowenig nach lustigem Geplauder ums Herz wie nach einem Walzer."

Sie hatte seinen Arm genommen und ließ sich von ihm durch das Spalier der beiden Kürassiere, denen sie durch ein Kopfneigen dankte, aus dem Tanzkarree hinausführen. An einer freieren Stelle blieb sie wieder stehen.

„Sie haben recht, Baron Odd. Ich will Ihnen keine Komödie vorspielen. Es wäre vernünftiger gewesen, ich wäre Steffis Beispiel gefolgt."

„Gräfin —!"

„Wirklich. Ich passe heute nicht in einen festlichen Kreis. So gezwungen, so überflüssig kommt mir jetzt alles vor. Aber ich mag Ihnen die Ballstimmung nicht nehmen. Der Walzer dauert Ihnen gewiß schon viel zu lange. Gehen Sie, Baron Odd, da drüben ist lachende Jugend. Tanzen Sie, tanzen Sie."

Er schüttelte den Kopf. „Glauben Sie, daß ich Sie nicht verstehen kann? Das wäre für mich ja beschämend."

„Aber Sie sind hier, um lustig zu sein — ich bin nur der Pflicht gefolgt."

„Der Pflicht. So, so."

Gewaltsam riß sie sich nun zusammen. „Sie sollen gleich wieder vergessen, was ich gesagt habe. Ja, bitte,

versprechen Sie mir das. Ich habe Sie nur noch ein paar Dinge zu fragen, dann sind Sie erlöst und können fröhlich sein mit den Fröhlichen."

„Gnädigste Gräfin —!" Es drängte ihn, ihre Hand zu ergreifen. Aber er wagte es nicht, hier im Saal, wo der festliche Verkehr rund um sie her wogte. „Fragen Sie. Bitte! Um was handelt sich's?"

Sie zog die Brauen fast finster zusammen. „Ein paar Fragen im Auftrag meines Mannes."

Odd war etwas enttäuscht. Vielleicht ließ er sich's zu sehr merken. Er wußte selbst nicht, was er andres erwartet hatte. „Also handelt sich's um Sterns," sagte er trocken.

Betroffen sah sie ihn an. „Woher wissen Sie das?"

„Nachdem Sie mir heute mittag schon durch Ihren Gatten befehlen ließen, mich der blonden Mrs. Ethel anzunehmen ..."

Nur eine einzige Sekunde lang spiegelte sich Überraschung in ihren Zügen. Sofort war sie dann wieder Herrin der Situation. So erfuhr Odd niemals, daß Fesca ohne den Auftrag seiner Frau gehandelt hatte, als er sein Anliegen bei ihm anbrachte.

Ruhig sprach er über den Besuch. Während er sprach, beobachtete er sie genau. Sie hielt den Blick gesenkt, aber ihr Ton klang völlig sicher, als sie einwarf: „Ja, richtig, richtig! ... Wir sprachen davon ..."

Sie wollte jetzt rasch ein andres Thema anschlagen. Aber er hielt sie dabei fest. Es reizte ihn, festzustellen, inwieweit sie die komplizierten Geschäfte ihres Mannes mitbesorgte. Vor allem: welchen Anteil sie an seinem Triumph hatte, daß es ihm gelungen war, Sterns durchzusetzen. Er konnte das alles nicht recht mit ihrer stolzen Art in Einklang bringen. In etwas karikierter Weise schilderte er ihr also die kurze Begegnung von vorhin mit dem Grafen Keltinghausen.

Aber Marianne verstand ihn zuerst gar nicht — und als sie ihn verstand, sah sie sich höchst überrascht

um, wie suchend — und in ihre Wangen, ihre Schläfen schoß das Blut.

„Sterns sind hier?!“ fragte sie, noch immer ungläubig.

„Sie wußten das nicht?“

„Aber das ist doch unmöglich ...“

„Ich habe sie mit meinen eigenen Augen gesehen — war auch Zeuge, wie der strahlende Herr Stern Ihrer Majestät vorgestellt worden ist. Ihr Gatte hat Ihnen davon nichts gesagt?“

„Nein. Davon nichts.“ Sie atmete in tiefen, langen Zügen. „Also sie sind da. So, so. Nun, es ist gut so.“

Mit einem forschenden Blick drang er in sie. Die Spannung ihrer Nerven schien sich plötzlich zu lösen. Wieder ward sie ihm rätselhaft, erschien sie ihm in größere Ferne gerückt.

„Nehmen Sie am Wohlergehen von Herrn und Frau Stern wirklich so innigen Anteil?“ fragte er.

Nun schreckte sie aus ihrer Versunkenheit auf. Für ein paar Sekunden wich das Blut wieder aus ihrem Antlitz. „Was sagte ich?“ Sie zwang sich zu einem Lächeln, aber es blieb wie verloren um ihre leicht geöffneten Lippen stehen. „Weshalb mustern Sie mich so? Das müssen Sie nicht. Bitte, bitte.“

„Ich studiere Sie, seitdem ich Sie kenne. Aber es ist furchtbar schwer, Sie zu ergründen.“

Endlich hatte sie sich wieder in der Gewalt. „Vielleicht ist es mein Vorteil. Denn ich glaube gar nicht, daß ich gewinne, wenn man mich näher kennt.“

„Gewiß würden Sie gewinnen, Gräfin. Denn der Mantel, in den Sie sich hüllen, um Ihre besten und schönsten Eigenschaften zu verbergen, der kleidet Sie gar nicht.“

„Nun wollen Sie mich neugierig machen. Ich soll Sie als eitle Frau fragen, welche Eigenschaften Sie für meine schönsten und besten halten. Nicht wahr?“

„Ich m u ß es Ihnen sagen. Ihr Stolz ist Ihre

schönste Eigenschaft. Sehen Sie, und der verträgt sich nicht recht mit Ihrer ewigen ängstlichen Sorge um — um diese ..."

„Sprechen Sie den Namen nicht aus!" fiel sie ihm rasch ins Wort. Sie sagte es scharf befehlend, mit einer trotzigen Bewegung des Kopfes.

Eine Weile herrschte Schweigen zwischen ihnen.

„Und das Beste in Ihnen, Gräfin? — Das ist das warme, sehnsüchtige, glückhungrige Frauenherz!" fuhr er dann zögernder und leiser fort.

Allmählich fand sich wieder das matte, etwas schmerzliche Lächeln in ihr seltsam müde gewordenes Antlitz.

„Welches Frauenherz wäre nicht glückhungrig?" Sie sann ein paar Sekunden stumm vor sich hin, dann wandte sie sich unvermittelt von ihm ab, hob den Kopf und blickte zur Musikempore auf. „Da — das Finale — nun ist der Walzer aus, und Sie sind der Welt wiedergegeben, Baron Odd."

Eine starke Bewegung ging durch den Saal. Dicht an ihnen schoben sich Tänzer und Tänzerinnen vorbei, um den Durchgang zur Bildergalerie zu gewinnen. Verwirrt blickte Odd auf die Uhr. Es war schon dreiviertel auf elf, die Stunde der Abendtafel.

„Sie schicken mich fort, Gräfin?"

„Gewiß haben Sie Pflichten. Welcher Saal ist Ihnen zugewiesen?"

„Das weiß ich nicht mehr."

Ungläubig sah sie ihn an.

„Ja. Wirklich. Diesen Augenblick hab' ich's vergessen. Absichtlich. Allen Zeremonienmeistern zum Trotz."

„Dann wird Ihr bevorzugter Platz bald anderweitig besetzt sein, und Sie haben das Nachsehen."

„Vielleicht habe ich die Freude, daß auch Sie einmal den Zeremonienmeistern trotzen, Gräfin."

Sie überlegte. Dann huschte ein Lächeln über ihre Züge. „Das könnte mich fast locken."

„Also darf ich Sie zu Tisch führen? Ja? Bitte, bitte!“

Der allgemeine Strom zog sie mit sich, noch bevor sie ihm geantwortet hatte. Von allen Seiten drängten sich die Ballgäste zum Eingang der Bildergalerie. Nur ein schmales Spalier blieb hier, um das Kaiserpaar und die Mitglieder des königlichen Hauses hindurchzulassen, für die im Marinesaal und in den Königinnenzimmern gedeckt war.

In dem großen Gefolge, das sich hinter dem glänzenden Zuge bildete, entdeckte Odd auch den Grafen Fesca. Unwillkürlich faßte sein Arm den der Gräfin fester — als fürchtete er, der Kammerherr käme, seine Frau selbst abzuholen, da irgendwelche Hofdienstpflichten sie an einen bestimmten Platz fesselten.

Aber Fesca nickte ihm freundlich zu — flüchtig auch Marianne — dann ging er unbekümmert weiter, lebhaft mit der Prinzessin Leopoldine sprechend, die ihm huldvoll zuhörte.

„Sie müssen nicht mit, Gräfin?“ fragte Odd leise.

„Mir ist nur der Saal bestimmt. — Hier links, der zweite.“

Er führte sie daran vorüber. Sie erhob keinen Einspruch. Dem allgemeinen Zuge folgend durchschritten sie dann noch mehrere Säle. Wenn sie irgendwo bekannte Gesichter sahen, steuerten sie nach der andern Seite. Das geschah ganz ohne Verabredung. In den entlegeneren Sälen hatte sich das Gewühl gelegt; die meisten Tafeln waren hier schon besetzt. Nur Neulinge, die sich in der endlosen Flucht der Gemächer nicht zurechtfanden, irrten zwischen den Reihen hindurch.

Um nicht aufzufallen, schlug Marianne ihrem Begleiter vor, am Ende der nächstbesten Tafel Platz zu nehmen. Sie war von Offizieren besetzt, aber zwei Gedecke waren noch frei.

Odd war sogleich einverstanden.

Unter all den Fremden fühlte er sich mit ihr wie

auf einer Insel. Er wußte, daß die Abendtafel nur fünfunddreißig Minuten währte. Jede Minute des Alleinseins mit ihr war ihm kostbar. Diese kurze Spanne Zeit mußte ihm endlich die Möglichkeit geben, ein klares Urteil über sie zu gewinnen. Tausend Dinge hatte er sie zu fragen — und sie konnte ihm hier nicht entschlüpfen, sie mußte Farbe bekennen.

Es war aber beileibe kein ernstes Verhör, kein Examen, das er anstellte. Nein, übermütig plauderte er darauf los, oft bestrebt, ihren Widerspruch herauszufordern, nur um sie dabei zu studieren.

Er wollte endlich wissen, wie sie mit ihrem Manne stand. Immer huschte ein Schatten über sie hin, wenn sein Name zwischen ihnen genannt ward. Auch das eisige Lächeln vorhin, mit dem sie den Gruß ihres Gatten erwidert hatte, war ihm nicht entgangen.

Da mit fabelhafter Geschwindigkeit serviert wurde, kamen sie beide kaum zum Essen. Um so eifriger widmeten sich die andern Tischgäste der kleinen Mahlzeit. Niemand sah nach ihnen hin. Sie hätten es auch kaum bemerkt. Denn es war, als ob ihre Blicke nicht mehr auseinanderfänden.

Mehrmals trank er ihr nach schwedischer Art zu. Sie trank dann ein paar Schluck Schaumwein mit. Von dem Augenblick an, da sie neben ihm saß, schien sie die Gedanken an alle Unannehmlichkeiten der jüngsten Zeit von sich gebannt zu haben.

Er fing von der Schlittschuhpartie an, die im größeren Kreise für einen der nächsten Tage verabredet war, sprach schließlich auch wieder über das große Unternehmen der Fürstin Graez.

Leichtbeschwingt folgte sie. Aber auf das letzte Thema ging sie nicht ein. „Ist es nicht wundervoll, sich einmal ganz frei von all dem Zwang zu fühlen? Gar nicht an all die lästigen Pflichten, an all die Intrigen, an all die Hast zu denken? Mensch sein — nur dem Zauber einer lichten Stunde leben?“

Es lag so viel Temperament in ihrem Ton, daß

es ihn heiß durchströmte. Und wieder drang er mit forschenden Blicken in sie. Da war er wieder in ihren großen, hellen Augen — der Glückshunger!

Sie lehnte sich zurück, um seinem Blick auszuweichen. „Oh, sehen Sie, Ihr schwedischer Komment hat mich zum Sekttrinken verführt. Ich bin das gar nicht gewohnt. — Aber so dürfen Sie mich wirklich nicht ansehen. Nein — bitte, bitte. Plaudern wir wieder. Es war sehr nett vorhin. Wir wollen über unsre Schlittschuhpartie sprechen. Ja?"

„Ja, sprechen wir von lustigen Dingen, gnädigste Gräfin! Wie ein Kind auf die Weihnacht freu' ich mich auf unsere Tour! Nur einen sehnlichen Wunsch hab' ich dabei ..."

„Der lautet?"

„Die Freude nicht mit hundert Fremden teilen zu müssen."

„Empfinden Sie Fremde störend?" Sie sah an der Tafel entlang. Die jungen Offiziere löffelten ihr Eis mit großem Eifer; paarweise ward auch eine flotte Unterhaltung geführt. Niemand kümmerte sich mehr um sie.

Er hatte unterm Tisch ihre linke Hand ergriffen und hielt sie eine Weile zwischen seiner Rechten fest. „Ich gönne Sie den andern nicht!" stieß er dabei aus, gedämpft, kaum die Lippen bewegend.

Ihr Blick war zu ihm zurückgekehrt. Sie hielt die hellen Augen groß geöffnet. Es war ihm wie eine körperliche Liebkosung, trotzdem sie ihm leise, etwas atemlos, wehrte: „So sollen Sie doch nicht — zu mir sprechen!"

„Mensch sein — nur dem Zauber einer lichten Stunde leben!" Er wiederholte die Worte, die sie vorhin gesagt hatte, langsam und ganz leise.

Wie verträumt sah sie vor sich hin. Seine Stimme konnte sehr weich und melodisch klingen. Sie wehrte sich nun nicht mehr gegen die Macht, die er über sie auszuüben begann.

Und während an der Tafel die lebhafter gewordenen

Gespräche weitergingen, saßen die beiden weit zurückgelehnt nebeneinander, ganz verstummt, tief atmend. Sein Blick brannte in ihrem Antlitz. Und sie mußte seinen Blick fühlen — denn sie senkte die Lider noch mehr. Aber er gab sie nicht frei — bis sie den Blick wieder hob und ihn ansah.

Ohne eine Bewegung mit dem Kopf auszuführen, grüßte er sie. Und sie gab den stummen Gruß mit ihren hellen, großen Augen zurück, etwas scheu, etwas verwirrt.

Eine siegesselige Freude durchströmte ihn über diese Vertraulichkeit. Und der Hofball, all die fremden Gäste, der Tanz, die Musik, alles, alles bildete für ihn nur noch das gleichgültige Nebenher für sein inneres Erlebnis: er war sterblich verliebt in diese schöne Frau — und sie wußte es seit dieser Sekunde!

Scharren, Stühlerücken, Sporenklirren ließ sie nun plötzlich beide zusammenfahren; die Tafel ward aufgehoben.

Marianne erhob sich hastig. Man grüßte nach links und rechts und gegenüber. Odd nahm ihren Arm, und sie schlossen sich dem großen Zuge an, der in den Weißen Saal zurückkehrte.

Rauschende Ballmusik empfing sie. Der Tanz war schon wieder im vollen Gange.

„Und nun bekomme ich den Walzer, den Sie mir vorhin abgeschlagen haben?"

Sie nickte stumm. Sie standen am unteren Ende des für die Tanzenden bestimmten Karrees. Gleich an Ort und Stelle umfaßte er ihre schlanke Gestalt und begann nach dem Rhythmus der Musik mit ihr den Zweischrittwalzer, wie ihn hier alle tanzten.

Das enge Aneinandergepreßtsein Brust an Brust brachte Odds Blut in Wallung.

Wenn sie miteinander sprachen, sahen sie sich an. Marianne brauchte das Gesicht nur wenig emporzuheben, denn sie war sehr groß. Er gab sich der Intimität dieser Umarmung mit voller Inbrunst hin: Auge in Auge mit ihr zu flüstern — zu lachen. Die

schöne, temperamentvolle Frau wirkte auf ihn wie Champagner. Er war trunken von ihr.

Trotzdem sie während des ganzen Tanzes den Umkreis von etwa zehn Quadratmetern nicht überschritten hatten — denn die Zuschauer bildeten allenthalben eine uneinnehmbare Mauer — waren sie bei den letzten Takten doch beide atemlos.

„Je n'en puis plus!“ Einem Seufzer gleich, nicht lauter als ein Hauch, kam es von ihren Lippen.

Die Musik schloß mit einem Beckenschlag. Ein paar Sekunden blieb Marianne aber noch in den Armen ihres Tänzers.

„Dieser Walzer — war also für meine kleine Schwester bestimmt?“ fragte sie dann, indem sie sich, noch immer etwas schwindlig, aus seinen Armen löste.

„Nur zu Anfang. Jetzt, zum Schlusse, nicht mehr!“ erwiderte er leise.

Sie ließ sich von ihm aus dem Tanzkarree herausführen. Die Hauptnummern des Ballprogramms, die von den jungen Gardeoffizieren und ihren Damen eingeübten Reigentänze, sollten nun beginnen. In der Mauer der Zuschauer, die das erweiterte Karree umschloß, blieben sie dicht gedrängt nebeneinander stehen. In allen Gruppen wurde lebhaft geschwatzt: Herren, vom Mahl und vom Sekt angeregt, lachten, einander erzählend, junge Paare flirteten.

Marianne hatte den Atem noch nicht wiedergefunden.

„Wissen Sie — daß Sie treulos sind?“ sagte sie nun stockend und ganz leise zu Odd.

„Treulos! Mein Gott!“ Er hatte im Gedränge ihren Arm in den seinen gezogen und preßte ihn. „Ich möchte Ihnen einmal beichten. Ja. Wie das so über mich kam.“ Er sah sich flüchtig um, ob man ihnen zuhörte, aber die Nachbarpaare waren ebenso eifrig mit sich beschäftigt. „Ich hatte wohl eine sehr schlechte Zensur, als ich nach Berlin kam?“

Sie nickte. „Überall wurde vor Ihnen gewarnt —

sprach man von Ihrer berühmten Methode, den armen Weibern die Köpfe zu verdrehen."

„Von meiner Methode?!" Er lachte herzlich.

Sie blieb aber ganz ernst. „Ja, man sagte, sie wäre deshalb so gefährlich, weil Sie selbst dabei ganz kalt blieben."

„Das sagte man. So, glaubten Sie's?"

„Ich mußte es glauben."

Er preßte wieder ihren Arm. „Bitte, bitte, Frau Marianne, sprechen Sie das nicht aus, was Sie jetzt sagen wollen. Nennen Sie auch keinen Namen."

„Sehen Sie — Sie fühlen es selbst, daß Sie treulos sind."

„Ich will es Ihnen anders erklären. Besser. Ich hatte mich in die Kopie eines Meisterwerkes verliebt, das ich schon längst aus der Ferne anbetete."

„Baron Odd!" warnte sie.

„Und nun stand ich plötzlich vor dem Original ... Da sollt' ich meiner Sinne Meister bleiben?"

Sie entzog ihm ihren Arm. „Nein, nein, so kränken Sie mich."

„Ich will Ihnen doch nicht weh tun."

Nun schwiegen sie eine Weile und sahen dem exakt geführten Reigentanz zu.

Unvermittelt wandte sie ihm dann das Gesicht zu. „Wissen Sie denn, weshalb ich mich so herzlich über Sie freute? Zu Anfang? Ich hatte da eine leise Hoffnung, eine ganz leise ... Still, still ... wir werden davon mit keiner Silbe reden. Aber sehen Sie: das war der Grund. Der Anfang."

Es gelang ihm trotz ihres leichten Widerstrebens, ihren Arm wieder in den seinen zu ziehen und festzuhalten. „Also bereuen Sie, freundlich gegen mich gewesen zu sein. Sie waren es auch gar nicht aus eigenem Antrieb? War es so?"

„Wenn Sie die volle Wahrheit vertragen ... Nun ja, so war es.

Er zog ihren Arm noch enger an sich. „Und so

ist es auch noch? Sie fühlen sich nur als Stellvertreterin? Immer noch?"

„Das dürfen Sie nun nicht mehr fragen," sagte sie etwas leiser.

Der Tanz war aus. Nun wurden sie getrennt. Die Gräfin Keltinghausen kam, von einem jungen Kürassierleutnant geleitet, quer durch den Saal auf sie zu. Die Prinzessin Leopoldine wünschte sie zu sprechen. Man hatte sie schon längst gesucht.

Odd verneigte sich korrekt gegen alle drei. Aber Marianne gab ihm beim Abschied die Rechte zum Handkuß.

In sich versunken stand er dann eine geraume Spanne Zeit an derselben Stelle, noch ganz erfüllt von ihr. Erst als ihn einer der Herren von der Gesandtschaft ansprach, raffte er sich auf und wanderte durch den Saal weiter, da und dort Grüße tauschend, ein flüchtiges Gespräch führend. Aber tanzen wollte er nicht mehr. Die ihn sahen und die ihn sprachen, merkten ihm wohl eine Veränderung an. Er war stiller als sonst. Gewöhnlich war er der Gebende, nahm er an allem den regsten Anteil — heute beobachtete er das Bild, das ihn umgab, wie eine Schaustellung, die ihn im Grunde nichts anging.

Einmal begegnete er auch der blonden Amerikanerin. Prinz Graez, der Rittmeister, hatte mit ihr getanzt und war im Begriff, sie zu einem der Büfetts zu führen; es bereitete ihm offenbar ein großes Vergnügen, die auffallend hübsche Blondine mit Beschlag zu belegen.

Lächelnd blickte Odd hinter dem Paare drein. Er empfand eine Regung von Toleranz.

Die Toilette von Frau Stern ward von allen Damen viel bewundert. Von geradezu märchenhafter Pracht waren die unzähligen Perlenschnüre, die, nur von einer Bahn großer Brillanten unterbrochen, beinahe den ganzen Ausschnitt bedeckten. Odd kannte sich in Toilettedingen aus und war sich auch klar über den fabelhaften Wert dieses Perlenschmucks.

Herr von Terzaghi-Forgatsch gesellte sich zu ihm, während er der Amerikanerin noch nachblickte. „Schwere Wahl?“ sagte er in seiner immer etwas vertraulichen Art, ein Auge zukneifend.

Odd sah ihn unsicher fragend an. „Welche Wahl? Für wen?“

„Preisfrage. Die Wahl zwischen den Perlen und der hübschen blonden Frau.“ Er lachte. „Das fesche Prinzlein da hätt' die Perlen nötiger. Meinen Sie nicht auch?“

Odd merkte jetzt, daß der junge Herr beim Souper dem Sekt mehr als ihm dienlich zugesprochen hatte. Herr von Forgatsch plauderte unbekümmert weiter.

„Ich hab' mir die Illusionen längst abgewöhnt. Denn bei mir — langt alles gleich nach den Perlen.“ Er machte die Geste des Geldzählens. „So war's drunten — und so ist's jetzt hier. Ich könnt' schon ein Lied von den schönen Frauenaugen singen. Aber man ist ja diskret.“ Er lachte wieder, mit dem Ellbogen seinen Nachbar vertraulich anstoßend.

„Sie unterschätzen gewiß Ihren persönlichen Wert, Herr von Forgatsch,“ sagte Odd mit leiser Ironie, die der andre aber gar nicht herausmerkte.

Die Reigentänze, die vor dem Thron im Gang waren, lockten immer mehr Zuschauer an. Einer Bewegung im Saale weichend, hatten sie beide ein paar Stufen der Freitreppe nehmen müssen. Nebeneinander blieben sie nun stehen und sahen dem vorzüglich einstudierten Tanze zu. Ein prächtiges Bild bot sich soeben: die Offiziere der Garderegimenter waren so aufgestellt, daß ihre bunten Uniformen eine harmonische Farbenwirkung ergaben; alle Paare standen in geraden Reihen, die strahlenförmig nach dem Throne zusammenliefen. Es war eine Huldigung für das Kaiserpaar, das mit freundlichem Nicken dankte.

Durch alle Gruppen ging ein fröhliches Beifallsgemurmel. In zahlreichen dichten Reihen hielten die Zuschauer um das Tanzkarree. Unweit vom Throne

stand die Prinzessin Leopoldine, umgeben von einem großen Kranz junger Frauen der Hofgesellschaft. Voran, ihr Profil dem Saal zukehrend, stand die Gräfin Fesca.

Unwillkürlich hatte sich Odds Blick auf sie gerichtet. Und es war ihm, als sähe sie ihn an. Ein Leuchten mochte wohl über sein Antlitz gehen — vielleicht hatte er auch eine unwillkürliche Bewegung ausgeführt — denn Herr von Terzaghi-Forgatsch, der gleich ihm die Gruppe scharf ins Auge gefaßt hatte, stieß ein kurzes Lachen aus.

„Sapristi, ja," sagte er dann, „ein ganz verteufeltes Weib! Sehen Sie bloß die Augen, die nichtsnutzig hübschen Augen. Und so 'was von Büste und Armen. Klassisch — kann man schon sagen." Er machte mit den Händen eine plastisch formende Bewegung.

„Von wem sprechen Sie, Herr von Forgatsch?"

Der blinzelte vertraulich. „Que nous aimons, lieber Baron."

„Sie sind ja ein Humorist, Teuerster."

„Tragisch kann man's eh' nicht nehmen, sonst wird man zu allem Schmerz noch ausgelacht. Ich hab' meinen Abschied."

„Ihren Abschied — von wem, Herr von Forgatsch?"

„Eifersüchtig brauchen Sie auf mich nicht mehr zu sein. Ich krieg' kein Augenblinzeln mehr. Bitt' schön, man ist jetzt sehr stolz, sehr feierlich, sehr fremd."

Es kochte in Odd. Der junge Mensch war ja nicht ernst zu nehmen. Aber seine Anspielungen verdrossen ihn. „Sie wollen mir nicht verraten, Herr von Forgatsch, wen Sie dabei im Auge haben?"

„Ich werd' mich hüten. Das wissen Sie eh'. Le roi est mort, vive le roi!" Er lachte. „Und der neue Herr Finanzminister!" Noch stärker lachend — über den eigenen Witz — klopfte er dem Schweden auf die Schulter.

Es war Odd plötzlich, als ob etwas in ihm revoltierte. Fast körperlich fühlte er's: eine seltsame Fadheit im Magen. So konfus die Reden waren, er spürte

doch den Zusammenhang. Er war sich darüber klar, daß Forgatschs Bewunderung vorhin der Gräfin Fesca gegolten hatte; er spielte also unzweifelhaft auf die Unterstützung an, die er dem Kammerherrn Fesca damals bei der Finanzierung des Halbblutzüchtervereins hatte angedeihen lassen. Odd wollte den jungen Menschen zwingen, den Namen auszusprechen. Er hatte sich ihm in ganzer Figur zugewandt; aus seinen sonst so lustigen Augen sprühten Zorn, Trotz, Haß, Verachtung. ... Es war, als wollte er ihn hier mitten im Ballsaal an den Schultern packen, hin und her rütteln.

„Mein Himmel, Augen machen Sie! Ich hab' Ihnen doch nichts getan?!"

Die fast komische Angst, die sich nun plötzlich in den Zügen des schmächtigen jungen Menschen spiegelte, ernüchterte ihn wieder. Odds Ausdruck verlor die Spannung. Der Mann war ja nicht Herr seiner Sinne.

„Nein, nein, Herr von Forgatsch," brach er lässig ab, „Sie haben mir nichts getan. Im Gegenteil. Ich bin Ihnen sehr dankbar — für das Amüsement, das Sie mir geboten haben." Er musterte ihn noch ein paar Sekunden von oben her, dann wandte er sich von ihm ab und kehrte in den Saal zurück.

Der Schluß des Festes war da. Fast alle Ballgäste drängten sich am Throne zusammen. Es war gleich halb ein Uhr; mit dem Glockenschlag brachen die Majestäten auf.

Gunnar Odd hatte unwillkürlich die Richtung auf die Gruppe der Prinzessin Leopoldine eingeschlagen. Aber mitten im Saal wandte er sich dem Ausgang zu.

Es wäre ihm in dieser gereizten Stimmung ganz unmöglich gewesen, Frau Marianne zu begegnen. Als ob ihm eine eiskalte Hand ans Herz gegriffen hätte, so empfand er die feigen Anspielungen des schwatzhaften jungen Menschen. ...

Es zog ihn aus dem heißen Festsaal hinaus in die kalte klare Winternacht.

Rasch suchte er fortzukommen.

Erst als er hernach die dichte Kette berittener Schutzleute und das Spalier der auch jetzt noch nach Tausenden zählenden Neugierigen passiert hatte, die der Abfahrt all der Staatskutschen, Luxusautomobile und Galawagen zusahen, fühlte er sich von dem lästigen Druck befreit.

Er legte den Weg durch den im starren Frost daliegenden, vom Schnee weiß überzuckerten Tiergarten zu Fuß zurück. Auf dem stillen Marsche begleitete ihn das Bild der schönen Frau. Er hörte ihre Stimme mit dem leisen, vibrierenden Beiklang der Sehnsucht. Nur in ihrem strahlenden, sinnverwirrenden Siegesbewußtsein hatte sie ihm bisher vorgeschwebt. Der heutige Abend aber hatte ihm den ganzen Menschen, das ganze Weib nahegebracht. Sie litt unter dem Zwang ihrer Stellung — vielleicht auch in ihrer Ehe. Ihre hellen, tiefen, schönen Augen sahen ihn an, aus denen der Glückshunger stammelnd sprach.

„Mensch sein — nur dem Zauber einer lichten Stunde leben!“

Odd öffnete den Paletot, blieb stehen und atmete tief die kalte, stille Schneeluft ein.

Nein, nein, der perfide Klatsch sollte seiner zärtlichen Schwärmerei den Schmelz nicht nehmen.

Ende des ersten Bandes

Fünfzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **Hopfen**, Der Väter zweie. — 3. **Hill**, Um eines Haares Breite. — 4. **Eckstein**, Willibald Menz. Lavafluten. — 5. 6. **Ohnet**, Nimrod & Cie. — 7. **Malling**, Der alte Herrenhof. — 8. **Griffiths**, Im Expreßzug Rom-Paris. — 9. 10. **H. v. Zobeltitz**, Talmi. — 11. **Yorke**, Um des Kindes willen. — 12. **Claretie**, Das Auge des Toten. — 13. 14. **Croker**, Verheiratet oder ledig? — 15. **Ahrenberg**, Neue Bahnen. — 16. **Murray**, Ein Spitzbubengewissen. — 17. 18. **Schubin**, Vollmondzauber. — 19. **Clifford**, Ein sonderbarer Stellvertreter. — 20. **v. Bunsen**, Auf Riedenheim. — 21. 22. **Markewitsch**, Prinzessin Lina. — 23. **Doyle**, Ein gefährlicher Ausflug. — 24. **Georgy**, Aus den Memoiren einer Berliner Range. — 25. 26. **Rameau**, Die Letzten aus dem Hause Montberthier.

Sechzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **Ohnet**, In der Tiefe des Abgrunds. — 3. **Skowronnek**, Hans der Sieger. — 4. **Loti**, Ein Seemann. — 5. 6. **Croker**, Miß Balmaines Vergangenheit. — 7. **v. Woude**, Im eigenen Nest. — 8. **Hope**, Mr. Witts Witwe. — 9. 10. **Döring**, Jadwiga. — 11. **Hornung**, Der neue Herzog. — 12. **de Bièvre**, Tante Baby. — 13. 14. **F. v. Zobeltitz**, Das Heiratsjahr. — 15. **Wahlenberg**, Marta Hilding. — 16. **Alden**, Seine Tochter. — 17. 18. **Hopfen**, Die ganze Hand. — 19. **Gerard**, Eine vergessene Sünde. — 20. **Wolters**, Der Wohltäter. — 21. 22. **Theuriet**, Die Zuflucht. — 23. **Grahame**, Das goldene Zeitalter. — 24. **v. Baudissin**, Im engen Kreise. — 25. 26. **Croker**, Berechtigter Stolz?

Siebzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **Davis**, Soldaten des Glücks. — 3. **Skowronnek**, Ihr Junge. — 4. **de Wailly**, Lucettes Schwur. — 5. 6. **Kipling** und **Balestier**, Naulahka. — 7. **Misch**, Der Adelsmensch. — 8. **de Tinseau**, Durch fremde Schuld. — 9. 10. **Schulte vom Brühl**, Frühlings-Evangelium. — 11. **Murray**, Die Jagd nach Millionen. — 12. **Busse**, Röschen Rhode. — 13. 14. **Leys**, Das Geheimnis des Rechtsanwalts. — 15. **H. v. Zobeltitz**, Die Tante aus Sparta. — 16. **Theuriet**, Unter Rosen. — 17. 18. **Schubin**, Im gewohnten Geleis. — 19. **Lie**, Im Märchenland. — 20. **Hopfen**, Zehn oder elf? — 21. 22. **Croker**, Die Dorfschönheit. — 23. **Blicher-Clausen**, Inga Heine. — 24. **Griffiths**, Ein schneidiges Mädchen. — 25. 26. **v. Oertzen**, Eine glückliche Hand.

Achtzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **v. Wolzogen**, Die arme Sünderin. — 3. **Bodkin**, Verschwindende Diamanten. — 4. **v. Bülow**, Im Hexenring. — 5. 6. **Lesueur**, Slavische Leidenschaft. — 7. **Voß**, Der gute Fra Checco u. a. Gesch. — 8. **de Vere-Stacpoole**, Toto. — 9. 10. **v. Roberts**, Schwiegertöchter. — 11. **Aïdé**, Die Erzieherin. — 12. **H. v. Zobeltitz**, Frau Karola. — 13. 14. **Robinson**, Jung-Nin. — 15. **v. Oertzen**, Frei für die Ehre! — 16. **Bourget**, Das Spitzenmäuschen und andres. — 17. 18. **F. v. Zobeltitz**, Die papierene Macht. — 19. **Glyn**, Elisabeths Besuche. — 20. **Döring**, Der Förster. Heinrich Timm. — 21. 22. **Ohnet**, Die lichtscheue Dame. — 23. **Croker**, Die Spinne u. a. Gesch. — 24. **Heine**, Bis ins dritte und vierte Glied. — 25. 26. **Burnett**, Eine vornehme Dame.

Neunzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **F. v. Zobeltitz**, Der Backfischkasten. — 3. **Ouida**, Zwei Sünder. — 4. **Schubin**, Marška. — 5. 6. **Malot**, Daheim. — 7. **v. Rom**, Man lebt so hin. — 8. **Bodkin**, Ein weiblicher Detektiv. — 9. 10. **v. Oertzen**, Irrlichter. — 11. **Rod**, Auf halbem Wege. — 12. **Westkirch**, Geschichten von der Nordkante. — 13. 14. **Hunt**, Kein Herz. — 15. **Döring**, Deutsche und polnische Liebe. — 16. **Poradowska**, Die Stimme des Blutes. — 17. 18. **Skowronnek**, Das rote Haus. — 19. **Cobb**, Skrupel. — 20. **Lie**, Nordwärts. — 21. 22. **Ohnet**, Der Schritt zur Liebe. — 23. **Croker**, Eine verhängnisvolle Fahrt. — 24. **Olden**, Die erste Krawatte und andre Geschichten. — 25. 26. **Warden**, Das Gasthaus am Strande.

Zwanzigster Jahrgang.

Band 1. 2. **Voß**, Ein Königsdrama. — 3. **Johannsen**, Die Amazone und andre Geschichten. — 4. **Mélégari**, Gefeit. — 5. 6. **Schubin**, Maximum. — 7. **Hornung**, Ein Einbrecher aus Passion. — 8. **Hornung**, Die schwarze Maske. — 9. 10. **Champol**, Goldene Blumen. — 11. **de Vere-Stacpoole**, Der Bourgeois. — 12. **Glahn**, Heiratstifter. — 13. 14. **Croker**, Angelika. — 15. **Chantepleure**, Blütenumrankte Ruinen. — 16. **Budde**, An stillen Wassern. Aus der Flutzeit. — 17. 18. **H. v. Zobeltitz**, Krach. — 19. **Glyn**, Ambrosines Tagebuch. — 20. **Skowronnek**, Sommerliebe und andre Geschichten. — 21. 22. **Armstrong**, In der Gewalt der Umstände. — 23. **Voß**, Die neue Circe. — 24. **Croker**, Das stolze Mädchen und andre Geschichten. — 25. 26. **de Coulevain**, Eine siegreiche Eva.

…ng. Band 1. 2. **Boy-Ed**, Heimkehrfieber. — 3. **Höcker**, Frühlingsstürme. — 4. **Mc** … **Voß**, Die Reise nach Mentone. — 7. **Mareschal** … nter der Knute. — 9. 10. **Croker**, Die Katzen… …s Häßlichen und andere Geschichten. — 12. **Hume**, … **…ure**, Ein Aprilscherz. — 15. **Jahrow**, Schwarz… …Bestens. — 17. 18. **F. v. Zobeltitz**, „Kreuz wende … Schnupftabaksdose. — 20. **Diers**, Im Herrenhaus von Luckmühlen. — 21. 22. **Merriman**, Der rosa Brief. — 23. **Rosner**, Der Fall Versegy. — 24. **Linn**, Die zweite Generation. — 25. 26. **Rameau**, Die Nudelprinzessin.

Zweiundzwanzigster Jahrgang.

Band 1. 2. **F. v. Zobeltitz**, Die arme Prinzessin. — 3. **Diers**, Wer bist du? — 4. **Harrod**, Das verborgene Modell. — 5. 6. **Voß**, Samum. — 7. **Ernst**, Von kleinen und großen Leuten. — 8. **Chantepleure**, Eine Heiratskomödie. — 9. 10. **Fowler**, Ein gewagtes Spiel. — 11. **Fick**, Der heilige Ehestand. — 12. **Hornung**, Kein Held. — 13. 14. **Poradowska**, Eine romantische Heirat. — 15. **Höcker**, Don Juans Frau. — 16. **Sims**, Die junge Frau Kaudel. — 17. 18. **Busse**, Die Referendarin. — 19. **Harte**, Auf der alten Fährte. — 20. **Deledda**, Elias Portolu. — 21. 22. **Adams**, Bekenntnisse einer Frau. — 23. **Lehne**, „Einsamkeit 19". — 24. **Harland**, Eine erlauchte Frau. — 25. 26. **H. v. Zobeltitz**, Des Lebens Enge.

Dreiundzwanzigster Jahrgang.

Band 1. 2. **Skowronnek**, Die beiden Wildtauben. — 3. **Michelson**, Im Wagen des Bischofs. — 4. **Seeliger**, Auf Tod und Leben. — 5. 6. **Pierantoni**, Die Stärkere. — 7. **Croker**, Das glückliche Tal. — 8. **Blicher-Clausen**, Sonja. — 9. 10. **Hornung**, Der Schatten des Stricks. — 11. **Chantepleure**, Huguettes Abenteuer. Claude Chamboches Sekretär. — 12. **Mc Carthy**, Wenn ich der König wär'! — 13. 14. **Boy-Ed**, Die holde Törin. — 15. **Ahlberg**, Ein modernes Mädchen. — 16. **Bennett**, Ein großer Mann. — 17. 18. **Ohnet**, Die Siegerin. — 19. **Villinger**, Das Erbschweinchen und andere Geschichten. — 20. **Harland**, Mein Freund Prospero. — 21. 22. **Busse**, Das Gymnasium zu Lengowo. — 23. **Glyn**, Evangelines Schicksale. — 24. **Rosner**, Der Puppenspieler. — 25. 26. **Croker**, Ihre Familie.

Vierundzwanzigster Jahrgang.

Band 1. 2. **Voß**, Die Schuldige. — 3. **Hirschberg-Jura**, Die Villa des Gerechten. — 4. **Hornung**, Ein ritterlicher Buschklepper. — 5. 6. **Höcker**, Paradiesvogel. — 7. **Ehrencron-Müller**, Der gesegnete Tag. — 8. **Heine**, Der Wegweiser. — 9. 10. **Douglas Wiggin**, Rebekka vom Sonnenbachhof. — 11. **Wasner**, Der rote Faden. — 12. **Croker**, Ein verlorener Posten und andere Geschichten. — 13. 14. **Lesueur**, Die Macht der Vergangenheit. — 15. **Stegemann**, Die Befreiten. — 16. **Osbourne**, Liliput, der Schicksalsmotor. — 17. 18. **Skowronnek**, Der rote Kersien. — 19. **Harte**, Das anvertraute Gut und andere Geschichten. — 20. **Villinger**, Die Dachprinzeß. — 21. 22. **Croker**, Mary am Gittertor. — 23. **Bourget**, Schwestern. — 24. **Conrad**, Im Taifun. — 25. 26. **H. v. Zobeltitz**, Die Kinder des Herrn von Harthausen.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.

Band 1. 2. **Boy-Ed**, Ein Echo. — 3. **Hornung**, Ein Dieb in der Nacht. — 4. **Oertzen**, Lebensfrühe. Verloren' Land. — 5. 6. **Croker**, Das spanische Halsband. — 7. **Wasner**, Dornröschen. — 8. **Grath**, Der Mann auf dem Bock. — 9. 10. **Schubin**, Erlachhof. — 11. **Jérome Tharaud**, Aus Sturm und Not. — 12. **de Vere Stacpoole**, Fanny Lambert. — 13. 14. **Bourget**, Der Emigrant. — 15. **v. Wolzogen**, Der Bibelhase. — 16. **Knickerbocker Vielé**, Die Herberge zum Silbernen Mond. — 17. 18. **Busse**, Die Hoermanns. — 19. **Orczy**, Die Leuchter des Kaisers. — 20. **Bourget**, Herz und Handwerk. — 21. 22. **Locke**, Carlotta. — 23. **Höcker**, Prinzgemahl. — 24. **Glyn**, Jenseits der Wirbel. — 25. 26. **Wasner**, Vater.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.

Band 1. 2. **Ohnet**, Der rote Kurs. — 3. **Diers**, Der alte Timm und seine Nachbarn. — 4. **Bennett**, Hugo. — 5. 6. **Skowronnek**, Armer Henner. — 7. **Zemlak**, Der unreine Geist. — 8. **Raff**, Naturgewalten. — 9. 10. **Croker**, Die jüngste Miß Mowbray. — 11. **Sturmfels**, Liebe Mädchen. — 12. **Bronson-Howard**, Meeresgold. — 13. 14. **F. v. Zobeltitz**, Eva, wo bist du? — 15. **Wiggin** u. a., Was sich in dem Gasthaus begab. — 16. **Höcker**, Das goldene Schiff. — 17. 18. **Mrs. Humphry Ward**, Daphne. — 19. **Rosenkrantz**, Gräfin Polly. — 20. **Voß**, Romeo und Julia im Albanergebirge. — 21. 22. **Lesueur**, Eine Energiekur. — 23. **v. Klinckowstroem**, Das Hohelied des Lebens. — 24. **Cook**, Montana. — 25. 26. **Busse**, Lena Küppers.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.

Die Faust des Riesen. Von Rudolph Stratz. 2 Bände.

Das Paradies der Erde. Von Ada von Gersdorff.

Onkel William. Von Jennette Lee. Aus dem Englischen.

Eine Geschichte voll Gemüt und inniger Empfindung, bei der einem warm ums Herz wird. Der alte Onkel William ist eine Seele von einem Menschen, der wie seinerzeit „Der kleine Lord" jung und alt für sich einnehmen wird.

Der Kampf um den Mann. Von Carry Brachvogel. 2 Bände.

Die fesselnde Schilderung verschiedener Wege, auf denen moderne Frauen Glück suchen, finden oder verlieren. Generationen, Weltanschauungen treten einander gegenüber, ringen verzweifelt miteinander, bis nach Erschütterungen und Entsagungen aller Art Stärke und geduldige Liebe zugleich den Sieg davontragen. Den Hintergrund des reichbewegten Romans bilden farbige Bilder aus dem Münchner Atelier- und Gesellschaftsleben, das die Verfasserin aus langjähriger Beobachtung gründlich kennt.

Der meergrüne Wandschirm. Von Edgar Franklin. Aus dem Englischen.

Das packend erzählte Abenteuer eines jungen amerikanischen Millionärs, der seinem Hang zum Außergewöhnlichen und Exzentrischen folgt. Die reichbewegte Handlung vor einem modernen Hintergrund hält den Leser bis zum letzten Augenblick in Spannung und macht die Lektüre zu einer außerordentlich unterhaltenden.

Vor den großen Mauern. Von Katharina Zitelmann.

Die hochinteressante Schilderung der unüberbrückbaren Kluft zwischen gelber und weißer Rasse und die packende Darstellung von Episoden aus den Boxeraufständen geben dem Buche einen hohen Wert. Der Leser wird durch die vortreffliche Zeichnung des seit kurzer Zeit wieder unsere Aufmerksamkeit beschäftigenden Milieus, das die Verfasserin auf mehrfachen Reisen nach China studiert hat, ebenso in Atem gehalten wie durch die dramatische Zuspitzung der Ereignisse bis zum Eintritt der Katastrophe.

Entgleist. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Der ganze geheimnisvolle Zauber des Landes der Wunder liegt über diesem spannenden Roman ausgegossen, in dem die gefeierte Erzählerin uns die wechselvollen Schicksale eines entgleisten jungen Mannes miterleben läßt, der sein Brot als Angestellter einer indischen Eisenbahngesellschaft verdienen muß.

Die Kleine. Von André Lichtenberger. Aus dem Französischen.

Der köstliche Humor und Witz, mit dem hier die welterschütternden Leiden und Freuden eines Backfischleins ausgeplaudert werden, dürften dem liebenswürdigen Büchlein aller Herzen gewinnen.

Paul Becks Gefangennahme. Von M. Mc Donnell Bodkin. Aus dem Englischen.

Der Detektiv Paul Beck ist zu einem Typus geworden, der Sherlock Holmes in nich[illegible] steht. Auch in dieser glänzend geschrieb[illegible] zählung, wo der Held nach hitzigem beruflichem Wettstreit von der den Lesern der Romanbibliothek längst bekannten Geheimpolizistin Dora Myrl schließlich „eingefangen" wird, läßt der bekannte Verfasser alle Register seiner Erfindungsgabe spielen und weiß den Leser aufs trefflichste zu unterhalten.

Schweigen im Walde. Von Richard Skowronnek. 2 Bände.

Aus einem Erbfolgestreit zweier Linien eines ostpreußischen Geschlechts entwickelt der rühmlichst bekannte Verfasser eine Reihe reizvoller Bilder, in deren Mittelpunkt eine prächtige Liebesgeschichte steht. Das Ganze ist durchtränkt von einem wahrhaft goldenen Humor.

Das Gespenst. Von Arnold Bennett. Aus dem Englischen.

Der bekannte Schriftsteller erzählt hier eine richtige Geistergeschichte, die eine Fülle amüsanter Erlebnisse und aufregender Abenteuer enthält. Der Roman ist ein dramatisches Phantasiegemälde; er will nichts weiter als unterhalten — und das tut er in höchstem Grade.

Lichterfelderstraße Nr. 1. Von Hanns von Zobeltitz.

Eine übermütige Berliner Zigeuner-, eine Bohemegeschichte, die viel Selbstgesehenes und Selbsterlebtes enthält. Aber Hanns von Zobeltitz schildert in ihr nicht die Berliner Boheme von heute, nicht die hohlwangigen Ästheten des Café Größenwahn. Seine lustigen Gestalten sind vollsaftiger und warmherziger, sie kommen aus einer gesünderen Zeit, aus dem glorreichen Jahre 1870, dessen Ereignisse wirkungsvoll in den Gang der Erzählung verflochten sind.

Die Primadonna. Von F. Marion Crawford. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Einen tiefen Einblick in die in jedem Sinn dramatische Laufbahn eines gefeierten Opernsternes gewährt uns dieser Roman des berühmten amerikanischen Schriftstellers. Die spannende Handlung, das interessante Milieu und die geistreiche Schreibweise fesseln den Leser in höchstem Grade.

Angst und Emma und andere Geschichten. Von Georg Hirschfeld.

Zwei Gruppen bilden diese Novellen des so rasch berühmt gewordenen Verfassers. Von Liebenden erzählt die eine, Mann und Weib im Kampf und Jubel der ersten Frühlingsneigung; die andere zeigt eine Reihe von menschlichen Tragikomödien — Einzelerscheinungen, die uns wie gute Bekannte entgegenkommen.

Übertrumpft. Von Samuel M. Gardenhire. Aus dem Englischen.

Geistvolle Detektivgeschichten, die sich durch ihre originellen Motive und die außerordentlich spannende Durchführung auszeichnen. Eine amüsantere und anregendere Lektüre läßt sich kaum denken.

Lebende Bilder. Von Paul Oskar Höcker. 2 Bände.

Unter dem äußeren Glanz der Berliner Hoffestlichkeiten spielt sich das tragische Schicksal einer jungen Aristokratin in packenden „Lebenden Bil[illegible] chtum und dramatische [illegible] schaft Höckers verrät.

